Joachim Slüter

oder

Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.

Vierter Band.

Joachim Slüter

oder

Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.

Historischer Roman

von

Julius von Wickede.

Vierter Band.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

[1869]

Erstes Capitel.

Der Giftmischer im Dominikanerkloster zu St. Johannis.

In seiner am äußersten Flügel sehr abgelegenen Zelle des Klosters zu St. Johannis saß noch in später Abendstunde ein junger Dominikaner-Mönch. Er war seit einiger Zeit erst aus einem welschen Kloster von dem Ordensgeneral zur Strafe für seinen höchst unsittlichen Lebenswandel hierher nach der fernen Küste des baltischen Meeres versetzt worden und ihm ausdrücklich dabei aufgegeben, sich durch besonderen Eifer dort auszuzeichnen, wenn er Verzeihung hoffen und bald zu höheren Würden im Orden berufen sein wolle. Pater Dionysius, so hieß er, war ein geborener Florentiner und, trotz seines lasterhaften Lebens, ein kluger, in manchen Wissenschaften gar wohl-

Erstes Capitel.

Der Giftmischer im Dominikanerkloster zu St. Johannis.

In seiner am äußersten Flügel sehr abgelegenen Zelle des Klosters zu St. Johannis saß noch in später Abendstunde ein junger Dominikaner-Mönch. Er war seit einiger Zeit erst aus einem welschen Kloster von dem Ordensgeneral zur Strafe für seinen höchst unsittlichen Lebenswandel hierher nach der fernen Küste des baltischen Meeres versetzt worden und ihm ausdrücklich dabei aufgegeben, sich durch besonderen Eifer dort auszuzeichnen, wenn er Verzeihung hoffen und bald zu höheren Würden im Orden berufen sein wolle. Pater Dionysius, so hieß er, war ein geborener Trientiner und, trotz seines lasterhaften Lebens, ein kluger, in manchen Wissenschaften gar wohl-

bewanderter Mann. Er hatte sich hauptsächlich viel mit chemischen Studien abgegeben und war bekannt ob seiner besonderen Geschicklichkeit in der Heilung aller Krankheiten, die durch Vergiftungen entstanden waren, aber auch in der Bereitung dieser Gifte selbst. Gehörten Giftmischereien doch in jener Zeit, vorzüglich in Welschland, zu den nur zu häufig vorkommenden Erscheinungen und waren die dortigen Klöster in dieser Hinsicht übel berüchtigt. Solch einen erfahrenen Mönch hatte aber der Pater Rothstein, der in Wirklichkeit eigentlich das ganze Kloster zu St. Johannis regierte, denn der, freilich nach damaligen Anforderungen grundgelehrte aber schwache Prior Cornelius de Senkis bekümmerte sich nur um seine Studien in den alten Kirchenvätern und war erfreut, wenn er die Sorge für die Leitung der oft sehr widerspenstigen und gar zur rohen Völlerei sehr leicht geneigten Mönche einem kräftigen Geiste überlassen konnte, sich schon lange herbeigewünscht. So war es denn auch wesentlich mit auf seine Betreibung gekommen, daß der Pater Dionysius nach Rostock und nicht nach Danzig, wohin er eigentlich bestimmt war, versetzt wurde. Gerade sein großer Ruf als ein ungemein geschickter Giftmischer machte ihn dem Pater Rothstein so sehr geschätzt. So rohe Gewaltthätig-

keiten damals auch wohl häufig an der deutschen Seeküste vorkommen mochten und Mord und Todschlag gerade nicht zu den Seltenheiten gehörten, so wollte die Giftmischerei doch glücklicher Weise niemals so recht dort gedeihen. Es waren in der Regel grobe, ungeschickte Vergiftungen, die dort geschahen, bei denen der Tod so plötzlich sich einstellte und die Spuren derselben so bemerklich hervortraten, daß selbst der unwissendste Bader sogleich bei der Besichtigung der Leiche solche erkennen konnte. So hatte denn auch der Pater Rothstein, so emsig er sich auch in der letzten Zeit darum bemühte, das feine Gift, wie er es wünschte, zu seinem großen Verdruß nirgends erhalten können. Zwar hatte eine alte Frau in Lübeck in dem Rufe gestanden, recht brauchbare Gifte zu bereiten, und ein vertrauter Ordensbruder war unter dem Vorwande, geistliche Geschäfte zu besorgen, eigens einmal nach Lübeck gesandt worden, um ein tüchtiges, nicht allzu kenntliche Spuren hinterlassendes Giftpülverchen von dieser Frau zu erhandeln. Es traf sich aber so unglücklich, daß gerade am Tage seiner Ankunft das alte Weib, wegen angeblicher Hexerei, Bereitung von Liebestränken und anderen Zauberkünsten, dazu wohl noch so eines halben Dutzend ihr bewiesener Giftmorde von einem hohen Rath der

Stadt Lübeck zum Tode des Verbrennens verurtheilt, den Scheiterhaufen hatte besteigen müssen. So war Cölestinus denn ohne das bewußte Pulver wieder gen Rostock zurückgekehrt. Auch die Hoffnung, durch des Paters Vermittlung taugliches Gift aus einem welschen Kloster zu erhalten, war fehlgeschlagen. Sei es, daß bei der damaligen langsamen und höchst unsicheren Briefbeförderung das Bittschreiben um Gift auf dem weiten Wege von Rostock nach Welschland verloren gegangen, oder der Pater, der dort als Giftmischer fungirte, gestorben, oder auch das wirklich abgeschickte Gift unterwegs in andere Hände gefallen war, kurz und gut, die so dringend gewünschte Sendung gelangte nicht in den Besitz des ihrer ungeduldig harrenden Paters Rothstein. Dazu kam, daß der Cölestinus eines Abends, als er seiner Gewohnheit nach wieder des schweren Weines übervoll aus dem Refectorium zurückkehrte, in die offene Luke, die zum Weinkeller führte, deren Thür der ebenfalls dem Trunke ergebene Pater Kellermeister zu befestigen vergessen hatte, gestürzt war und sich so arg bei dem Sturze beschädigt hatte, daß er wenige Tage darauf schon den Geist aufgeben mußte. So konnte denn Pater Rothstein seine Hoffnung, durch dessen Vermittelung wirksames Gift zu erhalten, nicht erfüllt sehen, und hatte zu

seinem größten Verdruß von dem schon längst gefaßten Plan, den so tödtlich gehaßten Magister Slüter durch ein geschickt beigebrachtes Pülverchen oder Tränklein aus dem Wege zu räumen, abstehen müssen.

Und inzwischen war dieser Slüter nun immer mächtiger und einflußreicher geworden, hatte einen stets sich vergrößernden Anhang geworben und, was das Gefährlichste dabei war, unter den jüngeren Studenten der Theologie an der Hochschule schon angefangen, sich einige tüchtige Schüler heranzubilden, die wohl dazu berufen waren, sein begonnenes großes Werk der Einführung der Reformation in Mecklenburg mit frischen Kräften fortzuführen und, gab Gott seinen Segen dazu, auch glücklich zu vollenden. Wuthschnaubend mußte der Pater Rothstein diese sich immermehr steigernde Kraft des neuen Ketzerthums mit ansehen und dabei die Erfahrung machen, daß alle seine noch so fanatischen Kanzelreden und sein unablässiges Wirken und Streben dagegen solchem Verderben keinen Einhalt zu thun vermochten. Mit offener Gewalt war aber jetzt schon gar nichts mehr auszurichten und gar oft verwünschte der glaubenseifrige Pater seine Schwäche, daß er nicht diesen Slüter gleich bei dessen erstem Auftreten in Rostock, wo er noch weiter keine Freunde und keine Macht besaß,

hatte heimlich todtschlagen oder in die Warnow werfen lassen. Jetzt konnte dies heimlicher Weise nicht mehr geschehen, dafür sorgte schon die Wache, mit der seine Anhänger ihn stets umgaben. Zu einer offenen Gewaltthat war es auch schon viel zu spät geworden, denn die Tausende von kräftigen Lutheranern hätten den Tod ihres geliebten Predigers entschieden auf das Blutigste gerächt und alle Klöster sogleich zerstört, wenn sie erfuhren, daß derselbe gar auf Anstiften eines Mönches ermordet worden sei. Manche langen Nächte verbrachte der fanatische Pater Rothstein schlaflos auf seinem Lager, stets von dem Gedanken gepeinigt, auf welche Weise er seinen so tödtlich gehaßten Gegner wohl am Sichersten und Leichtesten verderben könne, und stundenlang kniete er oft im stürmischen Gebete vor dem Bilde der Jungfrau Maria, daß diese ihm den Weg zeigen möge, zum Ruhme und zur Ehre der päpstlichen Lehre deren gefährlichsten Widersacher an der ganzen deutschen Ostseeküste, den Magister Joachim Slüter, heimlich und für alle Zeiten bei Seite zu schaffen.

Unter solchen Umständen sah der fanatische Pater Rothstein es als eine besondere Gnade Gottes an, daß jetzt gerade noch zur rechten Zeit der Pater Dionysius mit seinen schätzenswerthen Kenntnissen in

das Rostocker Dominikanerkloster zu St. Johannis versetzt war. Er empfing den neuen Ankömmling sogleich auf das Freundlichste, benutzte seine einflußreiche Stellung im Kloster, um ihm möglichste Annehmlichkeiten darin zu verschaffen, und hatte schon nach wenigen Wochen sein Vertrauen so weit erworben, daß Bruder Dionysius ihm versprach, jedes Gift, dessen er bedürfe, in der besten Beschaffenheit anzufertigen.

Am heutigen Abend wollte Pater Rothstein der letzten Mischung dieses Giftes in des Mönches Zelle beiwohnen und sich von diesem die nöthigen Anweisungen zu dessen Gebrauch ertheilen lassen. Wie das Laboratorium eines Alchymisten sah diese Zelle des Paters aus, so viele Tiegel und Flaschen mit den verschiedensten Essenzen und Tinkturen und Destillirkolben standen auf Tischen, Bänken und den an den Wänden angebrachten Repositorien umher. Auf einem kleinen tragbaren Heerd von Eisenblech, wie solche damals bei allen chemischen Arbeiten viel benutzt wurden, brannte ein schwachglimmendes Feuer von Holzkohlen, auf denen in einigen Tiegeln und Töpfen verschiedene Flüssigkeiten langsam kochten. Einen unheimlichen Anblick gewährte ein starker, eiserner Käfig, der in einer Ecke der außergewöhnlich großen Zelle, die dem Giftmischer eigens für seine Arbeiten einge

räumt war, stand. Ein sehr unbändiger Kater von dem Geschlechte der Wildkatzen, wie solche damals noch häufig in Mecklenburg vorkamen, befand sich in höchst unbehaglicher Gefangenschaft darin. Das boshafte Thier wurde von dem Pater eigens zu dem Zwecke gehalten, um es zum wüthendsten Zorne so lange zu reizen, bis ihm der weiße Geifer vor dem Maule stand, den sein Peiniger dann mit einem Federwisch an langem Holzstiel sorgsam abwischte und mit zur Bereitung seiner feinsten Gifte verwandte. Das Thier, jetzt in Ruhe gelassen, schien jeden Augenblick wieder eine neue Quälerei befürchten zu müssen, so sprungbereit kauerte es mit gebogenem Rücken, aufwärts gesträubtem Haar und verbissener Wuth in den grün-gelb glänzenden Augen da. In einigen anderen kleinen Käfigen von dichtgeflochtenem Eisendraht krochen mehrere giftige Ottern umher, während einige große Molche davon getrennt in halber Erstarrung lagen. Auch alle diese Thiere, wie noch mehrere mit aus Welschland gebrachte Vipern und Taranteln, benutzte der Pater zu seinen Giftmischereien. Auf dem Repositorium lagen mehrere Stufen von Kupfer und Bleierzen, oder auch Bünde mit getrockneten Giftpflanzen, die theilweise einen unangenehmen, höchst durchdringenden Geruch verbreiteten.

Unschuldiger, als dies Giftgethier in den Käfigen und Schachteln, waren ein halbes Dutzend Kaninchen, die in einem Korbe unter dem Tische hockten und einige häßliche alte Straßenköter, welche ebenfalls in einem großen Holzkäfig eng zusammengepreßt saßen. Sie sollten bald als Opfer dienen, an denen der Giftmischer die Wirkung seiner Präparate und, ob sie schneller oder langsamer tödteten, erproben wollte.

Der Pater, in eine alte schlumpige, vielfach befleckte und auch mit Brandflecken und Rissen verunzierte, braune Ordenskutte gekleidet, war eine hohe, hagere Gestalt, ungefähr in der Mitte der dreißiger Jahre. Sein scharfgeschnittenes, echt südliches Gesicht, was von einem blauschwarzen, langen Vollbart umrahmt war, zeigte neben großer geistiger Befähigung auch den Sturm der wilden Leidenschaften, die in seinem Inneren glühen mußten. Besonders das dunkle Auge unter den dichten schwarzen Brauen besaß einen unheimlich stechenden Ausdruck. Dabei hatte der stundenlange, tägliche Aufenthalt in dem mit schädlichen Gerüchen angefüllten Laboratorium, die stete Beschäftigung mit den vielen giftigen Substanzen und das fortwährende Gebücktsein über die ungesunden Dämpfe der Tiegel und Destillirkolben seinem Gesicht eine krankhafte Blässe verliehen. Die Giftmischerei

war förmlich zu einer Art wilder Leidenschaft dieses Paters geworden und er setzte seinen höchsten Ehrgeiz darein, die schleichendsten und feinsten oder tödtlichst wirkenden Gifte zu bereiten, ohne sich um den ferneren etwaigen Gebrauch nur die geringsten Gewissensbisse zu machen.

Die mitternächtliche Stunde hatte soeben von dem Thurme der Klosterkirche geschlagen, als ein leise schlürfender Gang, wie mit Sandalen bekleidete Füße solchen thun, auf dem langen Gang, der zu dieser ganz einsam und getrennt gelegenen Zelle führte, hörbar wurden. So eifrig war der Pater Dyonisius mit seinen Mischungen und dem Beobachten der in den Tiegeln kochenden Mixturen beschäftigt, wobei ihm eine kleine Nürnberger Sanduhr zur Zeitbestimmung diente, daß er sowohl das Läuten der Thurmglocke, wie auch die nahenden Tritte auf dem Gange gänzlich überhörte. Ein dreimaliges, leises Klopfen an der festverschlossenen Thüre seiner Zelle weckte ihn aus seinem tiefen Nachdenken.

„Er stellt sich pünktlich ein und kann die Stunde kaum erwarten, daß er das Gift empfängt, um diesen ketzerischen Schurken in die verdiente Hölle damit zu befördern. Nun mir kann es einerlei sein, wenn ich durch Fürsprache des einflußreichen Pater Rothstein

nur recht bald wieder aus diesem verwünschten kälten Deutschland mit seinem eisigen Winter, seinem sauren Wein und zimperlichen Mädchen fort und nach meinem geliebten Italien mit seinem süßen Wein und feurigliebenden Weibern versetzt werde," murmelte er vor sich hin, indem er sich erhob, um den Riegel der Thür zu öffnen, wobei ein heimtückisches Lächeln über sein Gesicht glitt und dessen Ausdruck noch unheimlicher machte, als er ohnehin schon stets war.

Mit dem üblichen lateinischen Ordensgruß: „Gelobt sei die heilige Jungfrau Maria," trat jetzt der Pater Rothstein in die Zelle und ward von Jenem mit dem dazu gehörenden Gegengruß: „Für alle fernere Ewigkeit, Amen," wieder begrüßt.

„Seid, wie ich sehe, recht fleißig, Bruder, und Eure Zelle gleicht mehr dem Laboratorium eines Alchymisten, der eifrig danach forscht, den Stein der Weisen zu entdecken, als der eines frommen Ordensgeistlichen, dem das Brevier und der Rosenkranz kaum aus den Händen kommen sollten," lautete etwas spöttisch die erste Rede des Eintretenden.

„Jeder sucht unserer hohen Kirche je nach seinen Kräften zu dienen und mir will scheinen, daß ein gut bereitetes und geschickt beigebrachtes Gifttränkchen dem verruchten Ketzerthum wohl kräftigeren Einhalt zu thun

vermöchte, als alle Messen und Ave Maria's dies bis jetzt hier vermochten, ehrwürdiger Bruder," klang, nicht ohne Hohn, die Gegenrede des, wie alle Italiener, sehr eitlen und leicht verletzten Paters.

„Wollt Euch ja nicht kränken, lieber Bruder im Herrn. — Ihr wißt doch auch, wie ich selber ein hoher Bewunderer Eurer geheimen Kunst bin und den besten Erfolg davon hoffe, um endlich diese höllische Mißgeburt, den verhaßten Slüter, der durch seine unreine Gegenwart nur schon zu lange unser Rostock hier verpestet, aus dem Wege zu räumen," lenkte schnell Pater Rothstein ein. — „Wollt Ihr mich jetzt in den verschiedenen Arten Eurer Gifte und deren Gebrauch unterrichten, so sollt Ihr einen eifrigen und lernbegierigen Schüler in mir finden."

„Beliebt's Euch nur, hier Platz zu nehmen, dann hoffe ich Euch bald den Beweis zu liefern, daß ich in der Mischung und Bereitung der verschiedensten Arten von Giften mich wohl schon einen Meister nennen darf," antwortete mit selbstgefälliger Eitelkeit der Trientiner, indem er seinem Ordensbruder einen Holzsessel an seinen großen Arbeitstisch schob. — „Doch, Pater Rothstein, nehmt's nicht übel, daß ich zuvor eine Art Handel mit Euch abschließe, denn „wie der Lohn, so auch die That" heißt es bei uns

im gesegneten Welschland. Ihr wißt recht wohl, daß Ihr, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch in Wirklichkeit der Prior dieses Klosters seid und auch bei unserem hochehrwürdigsten Ordensgeneral einen nicht geringen Einfluß besitzt. Wollt Ihr mir nun versprechen, daß, wenn ich Euch ein treffliches Gift, mit welchem Ihr diesen Slüter und meinetwegen noch ein Dutzend anderer schuftiger Ketzer direkt zur Hölle senden könnt, einhändige, Ihr Eure eifrigste Fürsprache dazu verwendet, daß ich so bald als möglich wieder nach meinem heißgeliebten Welschland zurückberufen werde? Denn, verzeiht meine Aufrichtigkeit, aber hier oben in Deutschland gefällt es mir durchaus nicht und ich kann meines Lebens keinen Tag hier recht froh werden."

„Gerne leiste ich dies Versprechen und, obgleich ich den Austritt eines so ehrwürdigen und nützlichen Bruders aus unserm Kloster hier aufrichtig beklagen werde, so will ich doch an dem Tage, wo ich die Freude der Botschaft erhalte, daß dieser Bösewicht Slüter endlich gestorben ist, einen eigenhändigen Brief an unsern hohen Ordensgeneral abgehen lassen, in welchem ich Eure sehr großen Verdienste um unsere Kirche auf das Aeußerste lobe und dringend bitte, Euch zur gerechten Belohnung dafür zu einem ange-

nehmen Posten in Italien zu befördern," antwortete Pater Rothstein in dem Mönchslatein, dessen sich Beide bei ihrer Unterhaltung mit einander bedienten, da der Chemiker der deutschen Sprache nur sehr unvollkommen mächtig war.

„Also abgemacht und wir können beginnen," schmunzelte Letzterer. „Nun, ehrwürdigster Bruder, haltet Euch nur bisweilen diesen Schwamm mit Essig angefeuchtet vor die Nase, da die Gerüche und Dämpfe mancher Giftstoffe Euch schädlich sein oder belästigen könnten — und dann hier in dem Steinkruge mit dem Zinndeckel steht ein guter rother Franzwein, davon nehmt nur öfters ein Schlückchen, um aus der Kehle den bösen Geschmack auszuspülen," nöthigte er freundlich.

Einen dankbaren Stoff für einen Genremaler hätten diese beiden Mönche in der mit so seltsamen Geräthen und Thieren ausstaffirten Zelle nebeneinander an dem großen Tisch sitzend nun abgegeben. Der grelle Schein der Lampe, die oben auf einer Borde stand, warf dabei sehr scharfe Schlaglichter auf ihre charakteristischen Köpfe. Das finstere, den starrsten Glaubenseifer ausdrückende Gesicht des Paters Rothstein mit den tiefliegenden Augen, die jetzt so begierig leuchteten, endlich die Mischung der so sehnlichst ge-

wünschten Gifte, die Rostock von dem Anstifter des tödtlich gehaßten Ketzerthums befreien sollten, zu erhalten, und daneben das feine südliche, von allen wilden Leidenschaften durchfurchte Antlitz des Trientiners, um dessen Lippen jetzt ein hämisches Lächeln spielte und dessen Ausdruck einen gewissen, eitlen Triumph nicht verbergen konnte. Dazu die Kohlengluth auf dem Heerde, die mitunter hell aufflammte, wenn der Giftmischer eine kleine Hand voll mit einem gewissen grünen Pulver darauf streute, durch welchen Schein der mächtige Wildkater in seinem Käfig im Hintergrund dann jedesmal so erschreckt wurde, daß er heisere Angst- und Zorntöne ausstieß und wüthend gegen die Stäbe seines Gefängnisses sprang, als wolle er diese gewaltsam zerbrechen.

„Also seht hier, Pater Rothstein. Diese Phiole aus grünem Glase mit dem wohlversiegelten Stöpsel enthält ein sehr schnell und gewaltsam wirkendes Gift, aus Kupfer und Bleierz und den weißen Crystallen des Arseniks durch vielfache Scheidungsprozesse gezogen," sprach in etwas belehrendem Tone der Trientiner. „Ich will Euch sogleich zeigen, daß wenige Tröpfchen davon, in den Magen eines Thieres gebracht, alsbald dessen Tod herbeiführen." Mit großer Vorsicht entkorkte er die Phiole und goß behutsam

einige Tropfen des Inhalts auf eine schon vorher abgeschnittene Scheibe Leberwurst, die auf einem kleinen Holzteller lag, worauf er die Giftflasche wieder sehr sorgfältig mit Pfropfen, Fischblase und Siegelwachs verwahrte. Er ging nun zu dem Käfig, in welchem die gefangenen Hunde saßen und zog einen großen, starken Köter an dem Halsband hervor. Das arme Thier schien sehr ausgehungert zu sein, denn gierig verschlang es das Wurststück, welches der Mönch ihm auf dem Holzteller vorsetzte. Kaum zwei Minuten mochten vergangen sein, so fing der Hund zu winseln und sich heftig zu krümmen an, als zerreiße ein großer Schmerz seine Gedärme. Er fiel zappelnd zur Erde, streckte und reckte sich wie krampfhaft verzerrt, die Augen rollten, es hing die hochroth erglühende Zunge weit aus dem Munde, er fing stark zu röcheln an und war, bevor die Sanduhr noch abgelaufen, schon eine Leiche.

Mit einem grausamen Lächeln der Befriedigung hatte Pater Dionysius, — nicht ohne gespannte Neugierde, welche jedoch nicht ganz frei von innerem Grausen war, aber Pater Rothstein diese schnellen und gewaltigen Wirkungen des Giftes bei dem jetzt verendeten Thiere angesehen.

„Fürwahr, ein vortreffliches Gift, wenn es gilt,

schnell zu strafen, aber für diesen Slüter dürfte es leider nicht anwendbar sein, da die Spuren der Vergiftung zu auffällig sein möchten und gar bald die Erbitterung des protestantischen Pöbels sich gegen unser Kloster wenden könnte, sobald es bekannt geworden, daß solcher Tod durch uns herbeigeführt wäre," sprach jetzt Letzterer.

„Ist auch meine Ansicht — doch wollte ich Euch nur zeigen, welche kräftigen und schnellwirkenden Gifte ich zu bereiten vermag," antwortete der Trientiner, indem er den todten Hund am Schwanze in einen Winkel schleppte, den Holzteller, auf welchem die vergiftete Wurst gelegen, auf dem Kohlenfeuer verbrannte und sich dann sorgsam die Hände mit einer Art stark riechenden Spiritus wusch, wenn vielleicht auch nur der kleinste Theil eines Tröpfleins des Giftes davon zurückgeblieben sein sollte. „Da, Pater Rothstein, nehmt diese Phiole von mir zum Geschenk, wer weiß, ob Ihr deren Inhalt nicht in Zukunft einmal gebrauchen könnt, wenn es einmal gelten sollte, einen ungehorsamen Mönch die verdiente Strafe des Gifttodes im Geheimen erdulden zu lassen, statt ihn, wie sonst üblich, lebendig einzumauern. Verwahrt die Flasche sorgfältig, von dem Gebrauch des Giftes seid Ihr jetzt unterrichtet, aber seid selbst auch bei dessen

Benutzung äußerst vorsichtig, denn auch schon ein Tröpflein davon, Euren Speisen beigemischt, könnte Euch im höchsten Grade schädlich sein. Jetzt will ich Euch hier in der blauen Flasche ein Schlangengift zeigen, wovon ein Tropfen in eine Wunde gebracht, sogleich tödtet." Er zog bei diesen Worten starke Lederhandschuhe an, um ja auch bei der kleinsten zufälligen Hautritze ein Eindringen des Giftes zu verhindern, und tunkte mit einer Schreibfeder nur leise in diese zweite Phiole. Ein Kaninchen wurde jetzt von dem Pater herbeigeschafft, mit einem scharfen Messerchen nur leicht dessen Haut auf dem Kopfe geritzt, so daß kaum ein Blutstropfen herausquoll und die Flüssigkeit in der Federpose in die Wunde geträufelt. Kaum wenige Minuten darauf streckte das Thierchen die Glieder und war todt.

„Auch diese zweite Flasche bitte ich von mir zum Geschenk annehmen zu wollen — aber ebenfalls äußerst vorsichtig damit umzugehen," sprach der Giftmischer, Alles wiederum sehr sorgsam reinigend und die Feder, an der die Mixtur gehangen hatte, verbrennend. „Jetzt hier in der dritten Flasche von Steingut ist grüner Schierlingsdecoct, dessen Wirkung Ihr gleich sehen sollt," fuhr er nun fort, da es ihm ersichtlich Freude zu machen schien, vor dem erstaunten Pater

Rothstein seine Erfahrungen in der Giftmischerei so recht zu zeigen.

Wiederum ward mit dieser, stark und unangenehm riechenden grünen Flüssigkeit eine Wurstscheibe angefeuchtet und einem zweiten Hunde dargereicht und nach wenigen Minuten fiel auch dies Thier in die heftigsten Zuckungen und krümmte sich winselnd zu den Füßen seines Peinigers, der mit großem Vergnügen aufmerksam die Wirkungen des Giftes verfolgte.

„Ihr sollt aber auch sehen, lieber Ordensbruder, daß ich nicht blos starke Gifte zu bereiten vermag, sondern meine Gegengifte ebenfalls ihren Zweck nicht verfehlen.“ Mit diesen Worten nahm er eine andere Phiole und goß von derem Inhalt ein halbes Gläschen voll in eine Schaale. Ein sehr würziger, starker Duft entstieg sogleich dieser hellgelben Flüssigkeit. Er füllte nun aus einer Kanne so viel Milch in dies Schälchen, daß es ganz voll wurde, und schüttete dessen Inhalt dann dem zuckenden Hund in das Maul. Kaum hatte das Thier diesen Trank verschluckt, so schien es schon eine Linderung seiner Schmerzen zu fühlen, erbrach sich dann, zuckte noch einige Male zusammen, trank gierig ein ganzes Kübel mit Wasser aus, welches ihm der Pater hinhielt, und schlich darauf, zwar sehr matt und angegriffen, aber

anscheinend ganz gesund in eine Ecke, um sofort in einen tiefen Schlaf zu verfallen.

„Wahrlich, ich bewundere Eure Meisterschaft in dem Anfertigen dieser verschiedenen Gifte und Gegenmittel im höchsten Grade und halte sie für eine kostbare Eigenschaft, durch welche Ihr unserer hohen Kirche noch oft die ersprießlichsten Dienste leisten könnt, aber in diesem einzelnen Fall gegen Slüter dürften wir von den Sorten, die Ihr mir soeben zeigtet, schwerlich einen Gebrauch machen können, da deren Wirkungen zu gewaltig und ihre nachbleibenden Spuren zu auffällig sind," sprach jetzt der Pater Rothstein.

„Glaubt Ihr, daß ich in meiner edlen Kunst nicht ein solcher Meister bin, um Euch jedes Gift, welches gerade zu dem verschiedenen Gebrauch, für den es bestimmt ist, am Besten sich eignet, liefern zu können?! Da wäre ich ja ein erbärmlicher Stümper, wenn ich dies nicht könnte, und kein mit Lob entlassener Schüler des hochgelehrten Professors Giovanelli zu Padua, des ersten Laboranten in unserm Welschlande," entgegnete spöttisch der Angeredete. „Jetzt paßt auf, ehrwürdigster Bruder, denn das Gift, welches ich Euch nunmehr zeige, ist die Königin aller Gifte und Niemand, wie ich, vermag in ganz Deutschland Euch

solches in dieser Beschaffenheit zu liefern." Förmlich mit einer gewissen Feierlichkeit zog er einen sehr kleinen, kunstvoll gearbeiteten Stahlschlüssel aus der Tasche seiner alten Ordenskutte und schloß eine aus dunklem Holz gearbeitete, stark mit Messing beschlagene Kassette damit auf. Das Innere dieser, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Truhe enthielt mehrere Flacons und Phiolen, die alle wieder in eigenen Futteralen sehr sorgsam verwahrt waren, so daß sie selbst bei den ärgsten Stößen oder sonstigen Gewaltthätigkeiten, die der Kasten erleiden sollte, nicht zerbrechen konnten. Eine dieser Phiolen, aus starkem, klarem Crystallglas, deren Stöpsel durch eine silberne Kapsel außerdem noch verschlossen war, nahm der Mönch nun heraus und zeigte sie seinem Gefährten. Wie ein ganz klares, vollkommen farbloses Wasser sah die darin enthaltene Flüssigkeit aus.

„Seht hier, dies ist das feinste, aus den mannigfaltigsten Ingredienzen, unter denen der Wuthgeifer stark gereizter Thiere wesentlich mit vertreten ist, unter sehr schwierigen Manipulationen gezogene Gift, welches bisher nur erzeugt werden konnte. Es hat weder Geruch, Farbe, noch geringsten Geschmack und kann daher sehr leicht unter jegliche Speise gemischt werden. Seine Wirkung ist keine plötzliche, sondern

eine so langsame und allmälige, daß dadurch jeder Verdacht der Vergiftung gänzlich schwinden muß. Es dringt in die innersten Theile jedes thierischen Körpers ein, lähmt deren Thätigkeit, zehrt die Lebenskraft auf und führt so nach und nach eine unausbleibliche Entkräftung, die jedenfalls den Tod nach sich ziehen muß, herbei. Durch tausendfache Proben ist es unserer Wissenschaft gelungen, den Tag, an welchem dieser Tod des Vergifteten, der dann auch nicht die mindesten Spuren zurückläßt, eintritt, genau vorher zu bestimmen. Wenn Ihr von dem Gifte in dieser Flasche hier einige Tropfen einem gesunden, kräftigen Mann in seine Speisen mischt, die jedoch keine Säuren enthalten dürfen, denn dadurch wird dessen Wirkung wieder sehr gelähmt, so erfolgt sein Tod in einer genau zu berechnenden Frist. Habt Ihr zum Beispiel sechszig Tropfen beigemischt, so wird die Kraft des Vergifteten allmälig zu schwinden beginnen und er gerade sechszig Tage nach dem Genuß des Giftes sterben, habt Ihr ihm zwanzig Tropfen gegeben, so stirbt er nach achtzig Tagen, und bei zweihundert Tropfen den fünften Tag. Ich will Euch ein Beispiel von der Wahrheit meiner Aussage zeigen." Mit diesen Worten entkorkte der Pater die Phiole und tröpfelte sehr langsam und laut dabei zählend fünfundzwanzig große klare Tropfen

der Flüssigkeit in einen Holzlöffel und goß solche dann auf ein Stückchen Braten, welches er einem großen starken Hund reichte, der solches begierig fraß, ohne alsbald die mindeste Wirkung davon zu verspüren. „Laßt nun diesen Hund in einen besonderen Stall einsperren und auf das Beste futtern und pflegen, und er wird dennoch die Abzehrung bekommen und in zwanzig Tagen todt sein, ohne daß Ihr nur die mindesten Spuren der Vergiftung an seinem Leichnam zu entdecken vermögt," sprach er dann zu seinem Gefährten.

Mit immer mehr steigendem Interesse hatte der Pater Rothstein diese Erklärung seines Ordensbruders vernommen, mit wahrer Gier hafteten seine Augen dabei auf diesem Fläschchen mit dem kostbaren Inhalt und wie verlangend streckte er seine Hände darnach aus, um sich dessen zu bemächtigen.

„Das ist ja ein wahrer Schatz für uns hier in Rostock, um uns endlich dieses verfluchten schwarzen Ketzers Slüter auf eine unverdächtige Weise entledidigen zu können! Gebt mir das Fläschlein, unterrichtet mich noch genauer in dessen Gebrauch und der Segen der Kirche wird Eure Verdienste um deren Wohl reich belohnen," rief er mit hastiger Stimme.

„Gemach, ehrwürdigster Bruder! Der Segen der

Kirche ist zwar ein sehr reicher Lohn, aber Ihr wißt, daß ich ja selbst als ein frommer, demüthiger Bruder unseres hohen Ordens so viel mit kirchlichem Segen und Lohn zu schaffen habe und ihn so häufig selbst ertheilen muß, daß mir auch schon der Veränderung wegen einmal eine andere Belohnung erwünscht sein möchte. Also hört meine kurzen Bedingungen. Ihr versprecht mir nach dem Tode des verhaßten Ketzers, daß ich nach Welschland zurückreisen kann und ein gutes Reisegeld von hundert Dublonen aus der Kasse des hiesigen Ordens erhalte, und das Fläschlein ist das Eure," entgegnete schnell der Giftmischer und die ganze Habgier eines Italieners blitzte dabei aus seinen Augen.

„Nun, immerhin. Wohlfeil seid Ihr zwar nicht, Bruder, und wißt Eure Fähigkeiten schon zu verwerthen, doch um den Preis des Todes eines solchen verruchten Menschen kann unser Kloster diese Summe wohl zahlen. — Also abgemacht, ist uns die Vergiftung dieses Scheusals wirklich auf die von Euch verbürgte Weise mit diesem Mittel gelungen, so sind hundert Dublonen Euer und meine dringende Fürsprache bei unserem Ordensgeneral für Euch soll nicht fehlen," lautete die Antwort Rothsteins. Ein Händedruck besiegelte diesen würdigen Handel der beiden

Mönche und wohl verpackt und versiegelt erhielt Letzterer auch noch diese Phiole mit der verhängnißvollen Flüssigkeit.

Das Morgenroth des späten Octobermorgens schimmerte schon durch die kleinen grünen Glasscheiben der Zelle und noch immer saßen die beiden Ordensbrüder im eifrigen Gespräch über die Mischung und Wirkung der einzelnen Gifte beisammen. Pater Dionysius war ein gewandter, erfahrener Lehrer, Rothstein aber ein eifriger und aufmerksamer Schüler, und so lernte er in dieser Nacht die richtige Anwendung aller der Gifte, die er von dem Trientiner erhalten hatte.

Das Frühglöcklein von dem Klosterthurm, welches die Mönche zur Frühmesse in die Kirche rief, endigte auch die Zusammenkunft der beiden Männer. Auch sie begaben sich jetzt unmittelbar von ihrem schändlichen Geschäft zum Gottesdienst, und so fanatisch war der Glaubenseifer des Paters Rothstein und so äußerst verworfen überhaupt schon das Gemüth des anderen Mönches, daß Beide das ungeheure Frevelhafte, was darin lag, ohne weitere Reue und Gewissensbisse nach diesem Mordplan sogleich die Kirche zu betreten, ja selbst dort als Priester bei dem Gottesdienst thätig zu sein, weiter auch nicht im Allermindesten zu fühlen

schienen. Im Gegentheil, sogar mit dem stolzen Bewußtsein, daß er jetzt eine große That zur Rettung des bedrohten katholischen Glaubens gethan habe, beschritt Pater Rothstein die Klosterkirche und eifriger denn je verrichtete er die ihm obliegenden Geschäfte bei der Messe. Nur der furchtbare, unserer Zeit kaum begreiflich erscheinende Haß, mit welchem ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit die Lehre Luthers und gar deren Prediger damals verfolgte, und die große Rohheit und Inhumanität, welche so vielen Mönchen anklebte und die Klöster, ganz entgegen ihrem ursprünglichen edlen Zweck, zu Schauplätzen der scheußlichsten Verbrechen und Laster aller Art machte, läßt dies überhaupt erklärlich finden.

Da der Pater Rothstein nun endlich in dem so sehnlich gewünschten Besitz eines geeigneten Giftes war, so mußte er auch nun bald auf eine passende Gelegenheit sinnen, solches seinem Opfer beibringen zu können. Auch diese war bald gefunden.

Das arglose Gemüth Slüters konnte sich noch immer trotz aller Erfahrungen nicht so recht an den Gedanken gewöhnen, daß der Haß der katholischen Geistlichen gegen ihn ein so großer sei, um vor keinem Verbrechen zurückzuschrecken, wenn es gelte, ihn zu verderben. So verkehrte er auch mitunter wohl

mit einigen jüngeren Mönchen von dem Orden des St. Franciscus, der sich im Allgemeinen durch die Bildung und Gelehrsamkeit vieler seiner Mitglieder vor dem wilden Fanatismus der meisten Dominikaner und der Unwissenheit und Rohheit der Capuzinermönche sehr vortheilhaft auszeichnete. Er liebte es, theologische Disputationen mit diesen gelehrten Franciscanern zu halten, und mit beredten Worten und gründlicher Bibelkenntniß die Lehre Luthers gegen ihre Angriffe zu vertheidigen. Ja, sein Vertrauen ging so weit, daß er selbst mitunter bei dem jetzigen rauhen Herbstwetter, welches das Spazierengehen im Freien sehr beschwerlich machte, ein Haus neben dem Franciscanerkloster zu St. Catharinen besuchte, in welchem drei von diesen Mönchen, die den Gottesdienst besorgten, gemeinsam wohnten. Hierauf gründete Pater Rothstein nun seinen verbrecherischen Plan. Zwei dieser Franciscanermönche, die Patres Johannes und Hubertus waren wirklich fromme und streng ehrenhafte Männer, die den Vorschlag einer Vergiftung Slüters mit äußerstem Abscheu entschieden zurückgewiesen und nun und nimmermehr ihre Mithülfe dabei zugesagt haben würden. Ja sogar konnte Pater Rothstein besorgen, daß sie selbst Slüter geradezu warnen möchten, wenn sie erführen, daß ihm durch

heimliches Gift nach seinem Leben getrachtet werden solle, und so hütete er sich wohl, diesen Beiden auch nur eine Idee von seiner Absicht zu entdecken. Bei dem dritten Franciscaner, dem Pater Antonius, hoffte er jedoch leichteren Eingang zu finden. Es war dies ein fanatischer und besonders auch von brennendem Ehrgeiz beseelter junger Mann, dem es stets das höchste Ziel seines Lebens dünkte, sich durch gewisse Thaten für den katholischen Glauben auszuzeichnen, ja womöglich sogar die Aufmerksamkeit des heiligen Vaters in Rom selbst für seine Verdienste auf sich zu ziehen. Diesen Ehrgeiz des jungen Mönches wußte Pater Rothstein, der mit ihm aus dem Münsterlande, auch weitläuftig verwandt war und daher öfter mit ihm verkehrte, als dies sonst zwischen den Franciscanern und Dominikanern gewöhnlich geschah, wohlweislich zu benutzen. Er fing ganz allmälig an, ihn darauf vorzubereiten, welch ein großer Gewinn es für die Rettung des Katholizismus in Rostock sein würde, wenn der Magister Slüter, der unbedingt als dessen gefährlichster Feind gelten könne, eines plötzlichen Todes sterben müsse, und es keine Sünde, vielmehr ein Gott wohlgefälliges Werk sei, hierin der Natur etwa durch ein künstliches Mittel mehr nachzuhelfen. Wer hierbei Hand anlege und gar eine sehr thätige Rolle

übernehmen würde, der erwärbe sich entschieden ein hohes Verdienst um die ganze katholische Christenheit und dürfte der auszeichnenden Anerkennung des Papstes in Rom gewiß sein. Solche Worte trafen gar bald ein überaus empfängliches Ohr bei dem Pater Antonius, er fing immer mehr an, den Magister Slüter zu hassen und es schließlich für kein Verbrechen mehr zu halten, diesen heimlich aus dem Wege zu räumen. So durfte Rothstein denn nicht befürchten, von dem so bearbeiteten jungen Mönche eine geradezu abweisende Antwort zu erhalten, als er nun direkt mit seinem Antrag herausrückte, er selbst möge die Vergiftung dieses verbrecherischen Ketzers übernehmen, wozu er ja bei dessen Besuchen in dem Hause der Franciscaner die passendste Gelegenheit finden könnte. Ein taugliches, weiter keinen Verdacht erregendes Gift und die Anleitung zum richtigen Gebrauch solle er schon von ihm erhalten. Einen Tag bat sich der Franciscaner wohl Bedenkzeit aus, denn der Gedanke, er solle nun sogar selbst ein Giftmörder werden und unter der Maske der Freundschaft einen Mann, der sich ihm voll Vertrauen näherte, in sein eigenes Haus zu locken versuchen, um ihn dort durch heimtückischen Meuchelmord zu tödten, erschütterte doch noch sehr sein Inneres. Es war eine qualvolle Nacht, die der

junge Mönch nach dieser Unterredung mit Rothstein in seiner Zelle verlebte. Umsonst suchte er im Schlaf die Ruhe zu finden, denn der furchtbare Gedanke, schon am nächsten Tage solle er selbst entscheiden, ob er ein Mörder sein oder als ein schwaches, unthätiges Glied der katholischen Kirche angesehen und wohl gar bei dem Papste als ein solches verdächtigt werden wollte, jagte den Schlummer von seinen heißbrennenden Augen. Stundenlang kniete er im inbrünstigen Gebete vor dem Crucifix, was über seinem Betaltar hing, nieder und bat, die heilige Jungfrau möge ihm ein Zeichen senden, ob er den Antrag des Paters Rothstein annehmen oder entschieden ablehnen solle. Vergebens war sein Flehen, kein äußeres Zeichen irgend einer Art ward ihm, was er sich hätte als Entscheidung auslegen können. Am Morgen hatte der Fanatismus über sein anfänglich reines Gemüth gesiegt, er war fest entschlossen, den Auftrag des Dominikaners anzunehmen und dann auch mit aller Entschiedenheit durchzuführen, denn er glaubte, daß er ein großes Verdienst im Interesse seiner Kirche sich dadurch erwärbe. Gar bleich aber war sein Antlitz geworden und tiefe Furchen hatte diese einzige Nacht darin gezogen, einen so heftigen Seelenkampf kostete ihn diese Entscheidung.

Mit freundlicher Miene empfing ihn Pater Rothstein, lobte seinen Entschluß, als er ihm die bejahende Antwort gebracht hatte, und pries ihn als eine feste Säule der hier arg gefährdeten katholischen Kirche, der sich Ruhm und Ehre schon hienieden und ewigen Lohn dort droben im jenseitigen Leben erwerben würde. Eine hastige Röthe kehrte hierbei auf die bleichen Wangen des Paters Antonius zurück, sein Auge ward lebendiger, er war jetzt ein leidenschaftlicher Fanatiker, wie es in ganz Rostock keinen ärgeren gab, geworden, so großen Einfluß hatte die Beredtsamkeit des alten Mönchs auf ihn geübt.

Die Gelegenheit, den Magister Slüter durch Gift, welches unbemerkt ihm zu den Speisen gegossen wurde, zu vergiften, sollte sich schon in den nächsten Tagen finden. Die beiden älteren Franciscaner, Pater Johannes und Hubertus hatten ein Gericht Krammetsvögel von einem frommen Beichtkinde geschenkt erhalten und Slüter eingeladen, die fetten Vögel bei ihnen verzehren zu helfen. In seiner Arglosigkeit nahm dieser auch die Einladung an, da ihm die Disputationen mit diesen beiden wissenschaftlich gebildeten und dabei ziemlich toleranten Mönchen in der That Vergnügen gewährten und seinen Geist anregten.

Am Abend des zehnten November sollte dieser

Krammetsvögelschmaus stattfinden und in eiliger Hast lief am Morgen der Pater Antonius zu Rothstein, um ihn hiervon in Kenntniß zu setzen und ihm zu sagen, daß dabei sich eine außerordentlich günstige Gelegenheit zu der beabsichtigten Vergiftung ergeben würde. Eine große Freude blitzte bei dieser Nachricht aus den Augen des Dominikaners und hastig rief er: „Also endlich soll der Tag kommen, an dem uns Gottes Gnade das Mittel verschafft, unsere Stadt von diesem lutherischen Scheusal zu befreien! Welch' Verdienst erwerbt Ihr Euch, ehrwürdigster Bruder, um unsere Kirche, daß gerade Euch es vergönnt ist, diesem Slüter das Gift beizubringen. Oh, wie beneide ich Euch darum und wie dringend wünschte ich an Eurer Stelle sein zu können!"

Er träufelte nun sehr langsam sechszig Tropfen aus der wohlverwahrten weißen Phiole, die er vom Pater Dionysius erhalten hatte, in ein kleines Gläschen und gab solches dann dem Antonius mit der sorgsamen Anweisung zum Gebrauch, wobei er ihm sagte, daß Slüter zwanzig Tage nach dem Genusse des Krammetsvogels, in dessen Fleisch diese sechszig Tropfen geträufelt wären, schmerzlos und ohne Spuren einer Vergiftung zu hinterlassen, an der Abzehrung sterben würde. Die Phiole und Alles, was

sonst etwa auch nur mit einem Tropfen dieses Giftes genäßt sei, müsse er aber sorgsam durch Feuer vertilgen.

Wollte der Pater nun den für Slüter bestimmten Vogel mit dieser Essenz beträufeln, so war es dringend nothwendig, daß er die Köchin in der Küche, welche die Vögel briet und auf den Tisch trug, mit in das Geheimniß ziehe. Er glaubte dies unbedenklich thun zu können, da diese alte Köchin schon über dreißig Jahre in dem Hause die Wirthschaft führte und eine geistig sehr beschränkte, den streng katholischen Interessen blind ergebene Person war. Er nahm sie noch am Mittag in seine Zelle, schilderte ihr die Scheußlichkeit Slüters und das Unheil, welches er durch seine ketzerischen Predigten über Rostock bringe, in den schwärzesten Farben, rühmte dagegen, daß dessen Vergiftung ein erfreuliches Werk sei, welches Gott im Himmel und dem Papste auf Erden wohlgefällig sein würde. Einen Ablaßbrief für alle schon begangenen und noch zu begehenden Sünden und eine kleine Geldbelohnung versprach er ihr noch außerdem. Die alte Köchin war gewohnt, Alles, was die Mönche thaten, für recht zu finden, und so hatte sie weiter keine Bedenklichkeiten, ihre Mitwirkung und die strengste Verschwiegenheit zu versprechen. Eilig begab sich nun

der Pater Antonius in die Küche und goß hier mit sicherer Hand das Gift auf zwei Krammetsvögel, welche schon gebraten auf dem für Slüter bestimmten Teller lagen, da dies Gericht kalt verzehrt werden sollte. So war dessen Tod fast gewiß, da er bereits die Einladung fest angenommen und sein Kommen schon für die nächste Stunde verheißen hatte. Und doch sollte Gottes Gnade ihn diesmal wenigstens vor dem Gifttode erretten. Die alte Köchin war noch schnell zu einem Bäcker gesandt worden, um eine bestimmte Art von Kuchen für die heutige Abendmahlzeit zu holen. In dem Bäckerladen traf sie zufällig ein armes, soeben erst von schwerer Krankheit genesenes junges Mädchen, welches die einzige Tochter ihrer verstorbenen Schwester war. In den lebhaftesten Worten, wie nur wahre Dankbarkeit sie einflößen konnte, erzählte diese ihrer Muhme, mit welcher Sorgfalt der Magister Slüter sich ihrer in der Krankheit angenommen und wie er ihr unermüdet nicht blos geistlichen Trost, sondern täglich auch leibliche Nahrung und Erquickung für ihren siechen Körper gebracht habe. Ihre Erzählung rührte das Herz der alten Köchin, sie bedachte, daß ein Mann, der sich mit so großer Barmherzigkeit einer armen Dienstmagd annehme, unmöglich ein solches Scheusal sein könne, wie ihn der Pa-

ter Antonius ihr geschildert habe, und plötzlich ward sie von der tiefsten Reue, daß sie mit zu seiner Vergiftung beitragen solle, bewegt. Sie beschloß, ihn unter allen Umständen zu retten, sollte sie auch selbst deshalb die unangenehmsten Folgen zu erdulden haben.

Kaum war sie wieder mit ihrem Kuchen in ihrer Küche angekommen, so hörte sie bereits die Tritte des Magisters Slüter auf dem Vorplatz des Hauses. Unter dem Vorwande, ihm bei der Reinigung seiner in dem schlechten Wege arg beschmutzten Fußkleidung helfen zu wollen, führte sie den Ankommenden in eine an der Hausthür liegende Kammer. Mit hastigen, aber leisen Worten unterrichtete sie nun den Arglosen, welch' schändlicher Plan zu seinem Verderben von dem Pater Antonius gefaßt sei und wie sie selbst in ihrer Bethörung mit dabei geholfen habe, daß die für ihn bestimmten Vögel mit einem sicher, aber unmerkbar wirkenden Gifte begossen wären. Eine tiefe Erschütterung verursachte dies Geständniß bei Slüter. Daß auch hier, in diesem Hause, ihn solche teuflische Arglist umgebe und seine Feinde in ihrer Bosheit gegen ihn sogar so weit gingen, um unter der Maske der Gastfreundschaft ihm das mörderische Gift beibringen zu wollen, hatte er nicht erwartet. Und doch mußte er sogleich sich wieder zu fassen suchen und durfte auch

nicht den leisesten Argwohn blicken lassen, wenn er nicht seine Retterin, die alte Pfarrköchin, dadurch auf das Aergste gefährden wollte. Es war keine geringe Selbstbeherrschung für ihn, jetzt ruhig und unbefangen in das Gemach oben einzutreten und mit den ihn begrüßenden Mönchen freundlich zu verkehren. Der scheue Blick und das verlegene, sein schuldbewußtes Gewissen verrathende Benehmen des Pater Antonius entgingen Slüter keineswegs. Die einzelnen Teller mit den verhängnißvollen Krammetsvögeln wurden jetzt von der alten Köchin in das Speisezimmer getragen. Als sie den Teller vor den Magister hinsetzen wollte, glitt sie wie zufällig aus, stolperte, das Geräth fiel auf die Erde und zerbrach, während ein großer Hauskater, der Liebling des Pater Hubertus, der unter einem Ecktisch gelegen hatte, schnell hervorsprang und sich der Vögel sogleich bemächtigte, um sie fortzuschleppen und zu verzehren. Ein allgemeines Bedauern der Franciskaner, wobei es nicht an Schelte auf die ungeschickte Köchin, die jetzt wie verdutzt dastand und zuletzt in Thränen ausbrach, fehlte, erscholl und der Pater Johannes ruhte nicht, bis der Gast die auf seinem Teller befindlichen Vögel mit ihm theilen mußte. Bleich vor Zorn war jetzt aber das Gesicht des Giftmischers geworden, und der funkelnde

Blick, den er der armen Magd zuwarf, verhieß dieser nichts Gutes.

Unter dem Vorwand eines Unwohlseins verließ Slüter denn auch bald die Gesellschaft der Mönche in dem zur Kirche St. Catharina gehörenden Hause, da es ihm doch ein zu unheimliches Gefühl war, länger mit einem Menschen zusammen sein zu müssen, der ihm soeben auf heimtückische Weise nach seinem Leben getrachtet hatte. In seiner einsamen Stube angekommen, dankte er in heißem Gebete Gott für seine Gnade, mit welcher er ihn auch diesmal wieder aus einer so drohenden Lebensgefahr gerettet hatte. Dann aber versank er in lange und trübe Betrachtungen über die Bosheit seiner Feinde, die auch nicht das scheußliche Verbrechen des Giftmordes verschmähten, um ihn zu tödten. (Historisch.) Diesmal zwar war er noch gerettet, aber wie leicht konnte er, selbst bei der größten Vorsicht, bei einer anderen Gelegenheit ein Opfer ihres Hasses werden. „Und doch will ich nicht wanken und weichen, die reine Lehre Luthers hier mit lauter Zunge zu predigen und den Lug und Trug des Papismus zu zerstören, und sollten meine Feinde noch zehntausendmal zahlreicher und viel boshafter in ihren Angriffen gegen mich sein, als sie jetzt schon sind. Was liegt viel daran, wenn auch mein mensch-

licher Leib hier den Nachstellungen zum Opfer fallen sollte, bleibt doch die Wahrheit der Worte, die ich verkünde, unvertilgbar und werden eifrige Jünger schon bereit sein, das von mir begonnene Werk mit frischen Kräften fortzusetzen, und durch Gottes Hülfe auch zu einem gedeihlichen Ende führen." Dieser Gedanke erhob ihn auch jetzt wieder, wie schon so oft nach der leicht erklärlichen und verzeihlichen Betrübniß, die seine Seele nach allen so arglistigen Angriffen und schweren Bedrängnissen, die er so häufig erdulden mußte, erfüllte.

Der Kater des Pater Johannes, der die für Slüter bestimmten Vögel gefressen hatte, starb aber zum großen Kummer seines Herrn wenige Wochen später an einer Allen unerklärlichen Abzehrung. Bald darauf erkrankte aber auch die alte Köchin, die Slüter gewarnt hatte, sehr heftig und war am nächsten Tage schon eine Leiche. Auf Antrieb des Pater Rothstein hatte Antonius ihr Gift gegeben, theils aus Rachsucht, daß sie seinen Plan vereitelt, mehr aber wohl noch aus Furcht, sie möge es verrathen, daß die Vögel vergiftet gewesen. Der Magister Slüter selbst schwieg wohlweislich über den ganzen Vorfall, da eine Anklage ihm doch zu nichts genützt haben würde. Den Besuch der Franciskaner unterließ er aber fortan, wie

er überhaupt von nun an stets die allergrößte Vorsicht beobachtete, in einem fremden Hause niemals das Mindeste nur zu genießen. (Historisch.)

Und doch sollte ihn dies nicht vor dem Schicksal schützen, schon wenige Jahre später an den Folgen der Vergiftung zu sterben, so unermüdlich war der Eifer seiner Feinde, ihn aus dem Leben zu schaffen.

Den Pater Antonius, der sich jetzt dazu hatte verleiten lassen, seinem Gaste das Gift auf so hinterlistige Weise beizubringen, traf gar bald des Himmels Strafgericht auf eine recht auffallende Art. Er war bei der Reinigung einer Flasche mit einem andern Giftstoff, den ihm Rothstein gegeben, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen, so unvorsichtig gewesen, daß ihm einige Tropfen an den Händen sitzen geblieben. Mit den Fingern berührte er seine Augen, und die Folge hiervon war eine Augenentzündung, die ihn in einigen Tagen gänzlich und unheilbar erblinden ließ. Als ein armer blinder, von den Furien des bösen Gewissens gepeinigter Greis ist er erst 1579 gestorben. (Historisch.)

War nun vorerst dem Pater Rothstein sein Plan der Vergifung Slüters nicht geglückt, so suchte er auf andere Weise solchen zu schädigen. Auf des Rathsherrn Cordes, der noch immer zu den eifrigsten Pa-

pisten gehörte, Vorschlag, ließ ein hoher Rath sich sogar zu der gehässigen Maßregel verleiten, dem Magister es verbieten zu wollen, die Kinder von Lutheranern, die nicht im Kirchspiel St. Petri wohnten, taufen zu dürfen. Ja, man ging selbst soweit, Slüter, als er sich an diesen Befehl nicht kehrte, durch die Schaarwache unter des Rottmeisters Horwath Anführung gefangen nehmen und in die Frohnerei abführen zu lassen. Das war so recht ein Auftrag nach des wilden Horwath Geschmack und er entledigte sich auch desselben mit der allergrößten Rücksichtslosigkeit. Am Abend in der Dunkelheit ward das einsam am Petrikirchhofe gelegene Pfarrhaus von zwölf Söldnern umzingelt, während der Rottmeister an der Spitze von einer andern Abtheilung vermittelst eines heimlich gemachten Nachschlüssels die Thüre öffnete und in die Wohnung eindrang. Die Wache von drei freiwilligen Lutheranern im Erdgeschoß ward bald überwältigt und eilig stürmten die Söldner die Treppe hinauf. Mit ruhiger Würde trat ihnen Slüter, der soeben seinen Studirtisch verlassen und sein nächtliches Lager aufsuchen wollte, entgegen und frug nach dem Zweck solches gewaltsamen nächtlichen Einbruchs in seine Wohnung.

„Wir wollen Euch schändlichen Ketzer im Namen

eines hohen Raths verhaften und nach dem schon längst verdienten Loch in der Frohnerei bringen, wo nicht Sonne und Mond Euch ferner bescheinen sollen," schrie der halb angetrunkene Rottmeister, den Geistlichen dabei am Arm fassend. Kaum daß man ihm noch vergönnte, sich zum Schutz gegen die nächtliche Kälte des Spätherbstes ein warmes Ueberkleid über sein dünnes Nachtgewand zu werfen, als er schon von zwölf Söldnern geleitet, über den Altmarkt und die Fischbank in die Frohnerei abgeführt wurde. Aber nicht allzu lange sollte diese widerrechtliche, gewaltsame Haft dauern. Einer der überwältigten Wächter, ein junger gewandter Matrose, entwischte den Söldnern und rannte in eiliger Flucht nach der Schifferherberge „zur Rose". Ein glücklicher Zufall wollte, daß dort noch mehrere Schiffer und Steuerleute hinter den Bierkrügen saßen, um einen am heutigen Abend nach langer Abwesenheit wieder heimgekehrten Kollegen freundlich zu begrüßen. Halb athemlos erzählte der Flüchtling mit hastigen Worten die Gefangennehmung und Abführung Slüters in die Frohnerei durch den Rottmeister Horwath. Wie ein Blitz, der in ein offenes Pulverfaß schlägt, so entzündete diese Mittheilung die ganze Versammlung.

„Hoho, das ist ja ein schändlicher Verrath und

gewiß nur auf Antrieb dieses Schuftes Cordes, den der Böse zum Rathsherrn in unserer Stadt gemacht hat, geschehen. Wir dürfen dies nicht dulden, denn sonst wäre es aus mit dem Lutherthum in unserem Rostock. Also Gewalt gegen Gewalt, wollen sehen, wer den Kürzeren dabei zieht," schrie der trotz seines greisen Haares noch immer feurige Schiffer Bradhering, dabei vor Zorn mit seiner breiten Pratze auf den Tisch schlagend, daß das Bier hoch aus den schweren Zinnkrügen spritzte.

„Ja, Gewalt gegen Gewalt, laßt uns zu den Waffen greifen und unsern Slüter befreien, und sollte es auch zum Aeußersten kommen," hallte es sogleich in lautem Chor der jüngeren Männer.

„Recht so — aber wir Seevolk dürfen allein nicht so handeln, wir müssen die Lutheraner aus den anderen Zünften zur Hülfe holen, das macht mehr Eindruck," rief der alte Schiffer Knurspe, der jetzt ebenfalls zu den eifrigsten Anhängern Slüters gehörte.

„Ja wohl, Knurspe hat Recht, also rasch die andern Lutheraner zur Beihülfe aufgefordert," war jetzt auch des Schiffers Bradhering Meinung. Von den Versammelten einstimmig zum Anführer gewählt, ordnete dieser nun schnell an, daß einige Steuerleute schleunigst das Seevolk zusammenrufen und bewaffnen und

dann hierher vor dieses Wirthshaus führen sollten. Andere Boten wurden in höchster Eile zum Schiffsbaumeister Willgaß, Schmied Roloff, Bader Peter Schmidt und noch zu einigen anderen Zunftmeistern geschickt, daß diese ihre Zunftgenossen waffnen und sammeln sollten. Der Platz vor dem Rathhause auf dem Neumarkt ward zur Vereinigung bestimmt.

Was entstand nun alsbald für ein Gelärme in der nächtlichen Stille der guten, alten Stadt Rostock, auf wie geräuschvolle Weise wurde die Nachtruhe ihrer Bürger gestört! Ueberall hörte man bald den gellenden Ruf: „Ho — ho! Was ein guter Lutheraner ist, heraus mit den Waffen. — Sammelt Euch vor den Häusern der Zunftmeister. — Es hat Eile, unser Slüter ist gewaltsam gefangen genommen! Zu den Waffen — zu den Waffen.“ Solche Rufe klangen gar schaurig durch die dunkle Nacht. Bald klirrten die Schwerter, rasselten die Streitäxte der schon forteilenden Lutheraner auf den Pflastersteinen und Fluchen, Johlen, Brüllen, Zankworte wurden überall hörbar. Vor den Häusern ihrer Zunftmeister sammelten sich in möglichster Eile die Haufen. Wilde Drohungen gegen einen hohen Rath, ja mitunter schon gegen die ob ihres Hochmuthes und starren Festhaltens an dem fanatischen Papismus arg verhaß-

ten Geschlechter wurden immer häufiger vernehmbar. Mit der größten Geschwindigkeit wurden Hunderte von Pechfackeln herbeigeschafft und unter die einzelnen Haufen vertheilt. Hell sprühten deren Funken durch die Finsterniß, grellroth beleuchtete ihr Schein die bärtigen, jetzt oft schon von Haß und Wuth erfüllten Gesichter ihrer Träger. Der blutige Bürgerkrieg, mit das größte aller Uebel, welches eine Stadt nur treffen kann, stand vielleicht schon in den nächsten Stunden zu erwarten.

Wohlgeordnet, zum Theil unter lautem Gesang, zuweilen wohl sogar von einzelnen Trommeln begleitet, marschirten die einzelnen Haufen nun vor das Rathhaus. Die ersten auf dem Platze waren an zweihundert Seeleute, lauter frisches, verwegenes, kampflustiges und wohlbewaffnetes Volk unter der Führung der Schiffer Bradhering und Knurspe. Mit Mühe nur vermochten diese zu verhindern, daß nicht schon jetzt ein Kampf mit den Söldnern der Schaarwache, die, einige sechszig Mann stark, sich unter den Bogengängen des Rathhauses gesammelt und dort verschanzt hatten, begann. Bald erschienen wohl an siebzig bis achtzig Schiffbauer unter Leitung des Schiffsbaumeisters Willgaß, ungefähr eben so viele Huf- und Waffenschmiede, den riesigen Meister Roloff

an der Spitze, dann die Mühlknappen, die Taudreher, die Fleischer- und Bäckerknechte, die Kupferschmiede. Immer mehr füllte sich der große Neumarkt und kaum zwei Stunden nach der Verhaftung Slüters mochten vergangen sein, da standen an zwölf- bis dreizehnhundert wohlbewaffnete, kampfbereite Anhänger von ihm daselbst versammelt. Aber auch die feindliche Partei begann sich zu waffnen. Die Angehörigen der Geschlechter mit ihrem damals in der Regel sehr zahlreichen Hausgesinde legten Wehr und Waffen an, um zum Widerstand bereit zu sein; viele Handelsherrn vertheilten an ihre Kaufgesellen und Arbeiter Schwerter und Lanzen für den blutigen Kampf, und auch manche Tagewerker und Innungsgenossen, die entweder wirklich aus innerer Ueberzeugung treue Katholiken waren, oder die in Abhängigkeit von den Klöstern, Geschlechterhäusern oder einem hohen Rath standen, eilten mit den verschiedenartigsten Waffen in den Händen herbei, um mannhaft den Lutheranern entgegen zu treten. Schon waren die einzelnen Haufen der feindlichen Parteien mitunter gewaltsam in manchen Straßen aufeinandergestoßen und es hatte an wuchtigen Hieben und blutigen Köpfen dabei nicht gefehlt, und fast unvermeidlich schien es, daß die blutige Hydra

des Bürgerkrieges abermals innerhalb der Ringmauern der alten Hansastadt wüthen solle.

Der kluge Rathschlag des Baders Peter Schmidt, man möge jetzt vor Allem zuerst den gefangenen Magister Slüter aus seinem Gefängniß in der Frohnerei befreien und seine Ansicht hören, was denn weiter geschehen solle, verhütete vorerst wenigstens weiteres Unheil. Jubelnd brachen die Seeleute, als die Unruhigsten und Streitlustigsten der ganzen Volksmenge, nach der Frohnerei auf, deren feste Thüren unter den wuchtigen Axthieben krachten. Die zwanzig Söldner der Schaarwache, welche hier die Bewachung bildeten, wagten keinen Widerstand und wurden bald entwaffnet, wobei es freilich ohne einige derbe Knüffe und Püffe nicht abgehen mochte, und der Gefangene dann in lautem Triumph aus seiner Zelle geholt und auf den Marktplatz geführt. Schnell erkannte Slüter dort die Gefahr des nahen Bürgerkrieges und welches Unheil dadurch über die Stadt gebracht werden könne. Der feste Entschluß, Alles, was in seinen Kräften stand, aufzubieten, um dessen Ausbruch zu verhindern und großmüthig gern alle die vielfachen Unbillen, die er schon von den Papisten erlitten hatte, zu vergessen und bei dieser günstigen Gelegenheit sich jetzt an seinen Feinden nicht

zu rächen, stand augenblicklich in ihm fest. Er bestieg ein schnell umgestürztes Feuerküben, was vor dem Rathhause lag, und hielt mit seiner sonoren, weitschallenden Stimme eine Rede an seine lieben Freunde und treuen Glaubensgenossen, in welcher er sie auf das Herzlichste ermahnte, jetzt, da seine Freiheit wieder erreicht sei, auch ruhig nach Hause zu gehen und von weiteren Gewaltthätigkeiten gänzlich abzustehen. Die fast wunderbare Gewalt, welche der Magister Slüter durch die Kraft seiner Worte stets über alle seine Partei-Genossen ausübte, bewährte sich auch diesmal wieder auf das Glänzendste. Die eben noch so erregten Gemüther besänftigten sich schnell und die Schwerter in den drohend erhobenen Fäusten sanken nieder und wurden wieder in die friedlichen Scheiden gesteckt. Zwar gab es wohl noch manches junge Volk, welches sich gerne mit den verhaßten Söldnern der Schaarwache gemessen hätte, allein die weit überwiegende Mehrheit der zusammengeeilten Anhänger Slüters war friedlicher Gesinnung geworden, und alle Verständigen unter ihnen zeigten sich hocherfreut, daß die Befreiung des Gefangenen ohne weitere Gewaltthätigkeiten und Blutvergießen geglückt sei.

Jetzt erschien auch der Bürgermeister Heinrich

Gerdes, der ob seines klugen und milden Wesens im Allgemeinen sich einer großen Beliebtheit auch bei den Lutheranern zu erfreuen hatte. Er hielt vom Altan des Rathhauses eine Rede an das Volk, bedauerte das Vorgefallene, schob die Verhaftung Slüters auf ein Mißverständniß und versprach, so viel es an ihm läge, Alles anzuwenden, daß die Anhänger der neuen Lehre fortan ungestört ihren Gottesdienst halten dürften. Die versammelte Volksmenge, schon damals, wie auch noch gegenwärtig der Fall, sehr leicht und schnell von einer extremen Stimmung zur andern übergehend, brachte dem Bürgermeister ein jubelndes Hurrah, und da das längere müßige Stehen in der kalten Novembernacht gerade nicht sehr behaglich war, so zerstreuten sich bald Alle, um so schnell als möglich ihre warmen Häuser und behaglichen Betten aufzusuchen.

So war die Gefahr eines blutigen Bürgerkampfes noch diesmal für Rostock glücklich vermieden worden, und das Hauptverdienst davon hatte hierbei entschieden die Milde und Versöhnlichkeit Slüters, dessen edles Gemüth von jeder kleinlichen Rachsucht gegen seine Feinde sehr fern war. (Historisch.)

Zweites Capitel.

Der Tod des Handelsherrn Niclas Wulf.

In dem stattlichen Giebelhause des alten Raths- und Handelsherrn Niclas Wulf ward es stets trauriger und trauriger und die Sorge kehrte immer öfter dort ein, während die Freude ihm den Rücken wandte. Von den mancherlei und oft übertriebenen Handelsspekulationen des Herrn, durch welche er häufig seine eigene Unruhe und das Unbehagen, welches ihn quälte, hatte übertäuben wollen, schlugen die meisten gänzlich fehl und brachten statt des gehofften Gewinnes nur Verlust. Besonders auch von den vielen Seeschiffen des Handelshauses ging die größere Hälfte verloren, da die darauf gesetzten Schiffer, bei deren Wahl ihr strenger Katholicismus oft mehr als ihre erfahrene Seetüchtigkeit den Ausschlag gegeben hatte, entweder

zu unerfahren oder zu nachlässig in ihrem Berufe sich zeigten. So war denn auch kürzlich die Hiobsbotschaft in der Wulf'schen Schreibstube eingelaufen, daß die schöne Galeasse, „der Greif von Rostock“ welche damals bei ihrer ersten Fahrt nach Drontheim von Hinrich Wulf geführt ward, auf ihrer Fahrt nach Hispanien mit Mann und Maus und der ganzen reichen Ladung durch Ungeschicklichkeit des Schiffers untergegangen sei. Da nach damaliger Sitte keine Versicherung des Fahrzeuges stattgefunden hatte, so war dies ein gar harter Schlag für das Wulf'sche Geschäft, dem dann, da kein Unglück gewöhnlich allein zu kommen pflegt, noch manche andere, nicht minder schwere, in kurzer Frist folgten. Da war denn freilich oft große Ebbe in der Kasse und was niemals auch nur annähernd vorgekommen war, der alte Obergeselle und Kassenführer Claus mußte sich seufzend zu seinem Prinzipale begeben, um diesem die Noth zu klagen, daß er die obliegenden Ausgaben nicht zu bestreiten vermöge. Da runzelte sich denn wohl die ohnehin schon so sorgenschwere Stirn des alten Herrn Wulf noch tiefer und der Ausdruck seines finsteren Gesichtes ward ein immer düsterer. Bisher freilich war sein Ansehen in Rostock so groß gewesen, daß er gleich gegen gute Zinsen auf Brief und Siegel

zur Stelle Geld geliehen bekommen konnte. Das reiche Kloster zu St. Johannis hatte ihm schon 6000 Mark Lübisch vorgeschossen und nicht geringer, vielleicht noch höher war auch die Summe, die er dem Rathsherrn Cordes schuldete. Als er freilich in letzter Zeit einmal ein Anlehen von 5000 Mark Lübisch unter dem Vorwande, daß seine Gelder von Drontheim nicht zur rechten Zeit eingegangen seien, bei seinem Kollegen, dem reichen Handelsherrn Marten Beselin, machen wollte, da schlug ihm dieser sein Gesuch zwar äußerst höflich, aber doch bestimmt unter der Angabe aus, daß er selbst zur Zeit nicht genügende Baargelder in seiner Kasse disponibel liegen habe. Daß solche Behauptung ungegründet war, wußte Niclas Wulf sehr gut und wenn auch äußerlich kein Zug in seinem Gesichte das bittere Gefühl, welches dieser Abschlag in ihm erzeugte, verrieth und er noch mit gleichgültigem Wesen manche anderen Gegenstände verhandelte, so kränkte es innerlich seine stolze Seele doch desto tiefer. Er sah darin, daß der vorsichtige kluge Marten Beselin seiner kaufmännischen Solidität nicht mehr das Vertrauen schenke, um ihm gegen seine bloße Unterschrift solche Summe zu leihen. Und doch war Niclas Wulf noch immer ein wohlhabender, ja selbst reicher Mann, wenn er freilich

auch nicht über die baaren Mittel, die seine übertriebenen Handelsunternehmungen erforderten, im Augenblick verfügen konnte. Er besaß nicht allein sein großes Grundstück in Rostock selbst, nebst Gärten und Feldern auf der Stadtflur, gänzlich schuldenfrei, sondern außerdem noch eine eigene Schiffswerfte, die er erst vor zwei Jahren gegründet hatte, um keine Fahrzeuge mehr bei einem lutherischen Schiffsbaumeister bauen zu lassen, und dann ansehnliche Holz- und Kornvorräthe und an 6 bis 7 größere und kleinere Seeschiffe, die freilich, ohne versichert zu sein, auf allen Meeren umherkreuzten. Auch an ausstehenden Schulden bei den Abnehmern seiner Waaren in Norwegen, Schweden, Brügge und Bordeaux fehlte es ihm nicht, doch waren leider manche seiner Schuldner selbst wohl unsichere Leute, da er bei seinen letzten Spekulationen wohl oft etwas leichtfertigen Credit gegeben haben mochte, um nur seine zu großen Waarenvorräthe stets schnell wieder los zu werden.

Aber nicht allein die Sorge, immer die nöthigen Gelder, um die vielen Zahlungen, die er zu leisten hatte, pünktlich zu bestreiten, herbeizuschaffen, drückte jetzt so sehr das Gemüth des stolzen Kaufherrn, auch manch anderer Kummer half dazu, ihn vor der Zeit altern und sein Haar rascher ergrauen zu lassen. Das

Zerwürfniß mit seinem Sohn Hinrich, dessen Name in seiner Gegenwart niemals mehr genannt werden durfte, hatte ihn in seinem Innern ungleich tiefer geschmerzt, als er sich dies äußerlich gestehen wollte. Gerade der kühne, entschlossene Sinn des jungen Seemannes, der so manche Aehnlichkeit mit seinem eigenen Wesen zeigte, hatte ihn oft erfreuet und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Es lag ein glühender Ehrgeiz im alten Niclas Wulf und seine Seele hatte früher gar hochfliegende Pläne gehegt. Er wünschte sein Geschlecht zu einem der ersten an der ganzen deutschen Ostseeküste zu erheben und die Stellung, welche die fast einem Fürstenhause gleiche Familie der Fugger in Augsburg im Süden Deutschlands einnahm, wollte er der seinen hier oben im Norden an den Gestaden des Meeres mit erringen helfen. Daß ausgedehnte Rhederei und kräftig betriebene Schifffahrt das Lebenselement der Thätigkeit aller wendischen Hansestädte bilden müsse, hatte er längst erkannt und daher auch solcher vorzugsweise stets seine größte Aufmerksamkeit gewidmet. Aus diesem Grunde war es ihm auch gar nicht so unangenehm gewesen, daß sein Hinrich ganz gegen das Herkommen eines Sohnes aus einem angesehenen Geschlechte selbst ein Seemann geworden war und von der untersten Stufe

an dienend das ganze Seewesen kennen gelernt hatte, obgleich er sich anfänglich freilich wohl etwas dagegen gesträubt. Er sah ein, daß der Müßiggang, dem sich so viele junge Söhne der reicheren Kaufmanns-familien hinzugeben anfingen, und die läppische Thorheit, es den adligen Junkern vom Lande in den sogenannten ritterlichen Künsten gleichthun zu wollen, weder der Stadt Rostock im Allgemeinen, noch gar den einzelnen Familien selbst Vortheil, nein im Gegentheil sogar nur Nachtheil aller Art bringen konnte. Auf solche Weise mußte der Hansabund entschieden in seinem Ansehen zurückgehen, sobald die Söhne von dessen angesehensten Sippschaften nicht mehr kühne Seeleute und erfahrene großartige Handelsherrn, sondern müssige Verschwender, eitle Modegecken und an den Fürstenhöfen herumlungernde Hofschranzen wurden. Grade aber in jetziger Zeit, wo durch die Entdeckung eines neuen Welttheiles die ganze Seeschifffahrt einen vermehrten Aufschwung genommen hatte und die frühere Herrschaft der italienischen Städte am Mittelmeer entschieden im Rückschritt war, wollte Herr Niclas Wulf den norddeutschen Seestädten so gern ihren gebührenden Antheil an dem Welthandel sichern. Er wußte, daß die Schiffe, welche auf den Werften von Greifswald, Stralsund, Rostock, Wismar,

Lübeck, Hamburg und Bremen gebaut wurden, zu den besten gehörten, die nur auf den verschiedenen Meeren kreuzten und kein Volk der Erde kühnere Seeleute erzeuge, als grade die norddeutschen Küstenbewohner. Warum sollte also auch nicht der Hansabund, jetzt, wo durch die Schifffahrt nach dem neuen Welttheile ein so reiches, ergiebiges Feld der umfassendsten Thätigkeit eröffnet wurde, sogleich seinen ihm zukommenden Antheil daran nehmen, warum anderen Völkern einen Vorrang hierin einräumen, den er selbst bei Einigkeit und kräftiger Anstrengung mit einzunehmen berechtigt war?!

Es war nicht blos seine religiöse Ueberzeugung, obgleich er auch von dieser sich tief durchdrungen fühlte, die den ehrgeizigen unternehmenden Handelsherrn zu einem so erbitterten Feind der neuen Glaubenslehre machte, sondern auch seine politisch-commerziellen Pläne und Wünsche trugen zu dieser tiefinneren Abneigung gegen solche sehr viel mit bei. Er erkannte zuerst mit richtigem Scharfblick, daß die Einführung des Lutherthums in Rostock nicht allein das Ansehen der dortigen vornehmen Geschlechter allmälig vernichten, sondern zugleich auch die Einigkeit der Bürger stören, den blutigen Zwiespalt vermehren und dadurch die Gesammtkraft der Stadt nach Außen bedeutend

schwächen würde. Daß die eigennützige Politik des Herzogs Heinrich zu Güstrow, welcher, schon längst neidisch auf die Macht Rostocks, danach trachtete, solches unter seine unbedingte Botmäßigkeit zu bringen, diese durch die Lehre erzeugte Uneinigkeit in der Bürgerschaft selbst auf eine geschickte Weise dazu benutzen würde, um die Privilegien der alten Hansastadt möglichst zu vernichten und sie, gleich den übrigen mecklenburgischen Landstädten, unter seine unbedingte Oberherrschaft zu zwingen, war ebenfalls seine Befürchtung. Ein Mann von dem ehrgeizigen und dabei äußerst frivolen Charakter, wie Herzog Heinrich in seinem stolzen Schlosse zu Güstrow war, konnte Slüters Lehre auf eine so auffallende Art nur dann begünstigen, wenn er dies als einen politischen Hebel benutzen wollte, durch welchen er seine eigne Macht zu vergrößern hoffen durfte. Dies hatte Niclas Wulf schon längst mit seinem klugen Verstande herausgefühlt. Aber seine Befürchtungen wegen des üblen Einflusses, den die neue Lehre auf die gesammten Hansastädte ausüben würde, reichten noch weiter. Daß das Lutherthum Deutschland entzweien und zu einem blutigen Kampfe führen müsse, sah er von Anfang an mit einem gewissen prophetischen Geiste voraus, wenn er auch freilich den späteren dreißigjährigen Krieg und

seine zerstörenden Folgen nicht in ihrem ganzen Umfange zu ahnen vermochte. Nach der Ueberzeugung Niclas Wulfs war es aber für die Politik der Städte des Hansabundes das Richtigste, sich recht eng an den damaligen Kaiser Carl V. von Deutschland anzuschließen und sich dessen mächtigen Schutz auf jegliche Weise zu verdienen und zu erhalten. Dadurch allein durften sie hoffen, daß sie sowohl gegen die Herrschgelüste der kleinen Fürsten, in deren Ländern diese Städte lagen, am Kräftigsten geschützt wurden, als auch am Leichtesten und Sichersten einen Antheil an dem Handel nach dem neu entdeckten Welttheil nehmen durften. Engste Verbindung mit Kaiser Carl V. und zugleich möglichste Trennung von den einheimischen Landesfürsten mußte nach des Handelsherrn Wulf Ansicht, und gar viele einsichtsvolle Männer theilten solche mit ihm, die einzig richtige Politik für die Seestädte der Hansa sein. Der Kaiser Carl V. war aber ein entschiedener Gegner der neuen Lehre Luthers, das hatte er auf dem berühmten Reichstag zu Worms, als Letzterer mit kühnem, männlichem Freimuth ihm offen entgegentrat, sehr bestimmt gezeigt. Wollten daher die norddeutschen Seestädte sich seine besondere Gunst erwerben, so durften sie dem Lutherthum niemals bereitwillig ihre Thore öffnen, mußten vielmehr dieses

entschieden von sich abweisen, sonst konnten sie sich nimmermehr eine Hoffnung hierauf machen. Alle diese Gründe hatten schon von vornherein die tiefe Erbitterung des alten Wulf gegen Slüter, in welchem er einen unberufenen Eindringling in seine Vaterstadt und einen ruchlosen Störenfried von deren Ruhe und Gedeihen haßte, veranlaßt und ihn zu einer so energischen Verfolgung nicht allein von dessen Person, sondern auch von allen seinen Anhängern wesentlich mit bewogen.

Und was waren nun die Früchte aller seiner Anstrengungen in diesem schweren Kampfe gegen die neue Glaubenslehre, welcher er seit Slüters Auftreten in Rostock mit aller jener unbeugsamen Entschlossenheit, die in seinem ganzen Charakter so fest begründet lag, getrumpft hatte, geworden? Sein Sohn Hinrich, auf den er so große Hoffnungen setzte, der in seine Fußtapfen treten und dem ganzen Wulf'schen Geschlechte ein vermehrtes Ansehen erringen helfen sollte, war vom wahren Glauben abgefallen und ein eifriger Anhänger Slüters geworden, hatte dazu sich und seinen Stand durch eine Heirath mit einer gewöhnlichen Fischerdirne geschändet und erwarb sich mühsam seinen Lebensunterhalt als Führer eines kleinen Schoonerfahrers. Alle Maßregeln gegen das Ein-

dringen des Lutherthums in der Stadt hatten dabei gänzlich ihren Zweck verfehlt und von Woche zu Woche fast gewann dasselbe zahlreiche neue Freunde und ward mächtiger und angesehener denn je; das sah rer alte Handelsherr nur zu gut ein. Seine eigenen Opfer in diesem ungleichen Streite waren aber ganz vergeblich gewesen. Zorn und Eifer über das unvermeidliche Umsichgreifen der neuen Lehre in seiner Vaterstadt hatten oft seinen klaren Blick so getrübt, daß er Handelsspekulationen unternommen, die er in ruhiger Zeit entschieden unterlassen, und der Wunsch, nun im Großen mit einem Schlage wieder zu gewinnen, was er im Kleinen oft verloren, ihn zu so waghalsigen weitaussehenden Unternehmungen veranlaßt, wie sie ein fürsichtiger Kaufmann in jenem Jahrhundert durchaus nicht eingehen durfte, wenn er sich seinen festen Credit unerschüttert erhalten wollte. Größtentheils waren diese Unternehmungen ganz oder theilweise mißlungen. Die Verluste zeigten sich oft gar groß, und bedeutend ärmer stand jetzt Herr Niclas Wulf da und lange nicht mehr so fest war der Ruf seines Handlungshauses begründet, als wie das vor 35 Jahren der Fall war, da er nach dem Tode seines Vaters die Leitung desselben übernommen hatte. Dies war nun das Ende aller seiner hoch-

fahrenden Pläne geworden, in solchem Zustand mußte er sein einst so blühendes Geschäft nach einem langen arbeitsvollen Leben voller Rechtschaffenheit, Thatkraft und Mühe jetzt sehen. Es war dies ein unsäglich bitteres Gefühl für seinen stolzen Sinn.

Und mehr beinahe noch als alles dies schmerzte den alten Mann oft das Schicksal seiner Tochter Anna. Seit der ruchlose Bube der in holder Unschuld seinen Worten vertrauenden Jungfrau den Frieden der Seele geraubt, war deren Leben vernichtet, das mußte selbst der Vater empfinden. Die Schwermuth, die Gold-Annchen ergriffen, nahm noch immer mehr zu, ein heiteres Lächeln erschien niemals auf ihren blassen Wangen und sie schien mit den Freuden dieser Welt für alle Zeiten abgeschlossen zu haben. Das war oft ein bitterer Schmerz für das Vaterherz und was Niemand seiner Bekannten wohl für möglich gehalten hätte, daß der stolze, feste und so finstere alte Handelsherr auch eine Thräne zu weinen vermöge, geschah in den einsamen Stunden, wenn er allein in seinem Arbeitsstüblein im Sorgenstuhl saß, gar oft, sobald seine Gedanken sich zu dem Lebenslauf seiner vielgeliebten Tochter Anna wandten. Sehen durfte freilich kein Mensch solche Weichheit seines Gemüthes, das hätte sein Stolz nun un

nimmermehr gelitten und so zerrüttet von Sorgen und zerwühlt von Schmerzen es auch oft im Innern seiner Brust aussehen mochte, so fest und unbeugsam erschien er noch immer nach Außen.

Der heutige Tag sollte wieder ihm eine böse Stunde bringen. Er war verpflichtet, nach dem ausgestellten Schuldschein die Summe von 8000 Mark Lübisch an den Rathsherrn Cordes zu zahlen und in seiner Casse befanden sich kaum so viele hundert Mark baare Münze. Vergeblich hatte er gehofft, von dem Handlungscomtoir in Drontheim, welches dort den Verkauf seiner Waaren besorgte, diese Summe noch rechtzeitig erhalten zu können, allein am gestrigen Tage erst war ihm ein Schreiben mit dem Inhalt geworden, daß die Drontheimer Häuser, denen er unvorsichtig einen zu großen Credit gegeben, theils gar nicht oder doch erst in mehr oder minder langer Frist ihre Zahlungen zu leisten vermochten. So war auch diese Aussicht, auf welche er so fest gehofft, wenigstens vorläufig wieder vernichtet. Nach dem Abschlag, den er kürzlich aber wegen einer Geldanleihe von dem Handelsherrn Marten Veselin erhalten, war es ihm ein äußerst peinlicher Gedanke, nochmals einen Gang zu einem anderen Handelshause dieserhalb zu machen und sich vielleicht einer abermaligen

ablehnenden Antwort aussetzen zu müssen. Und doch sollte und mußte heute noch sein Schuldschein an den Rathsherrn Cordes eingelöst oder verlängert werden. Ein Mittel blieb ihm zwar noch, um sogleich das nöthige Geld zu erhalten, das war, eine Schuldverschreibung auf sein Haus und seine sonstige Liegenschaft aufzunehmen.

So wie er sich bereit fand, im Stadtbuch eine Schuldsumme auf sein Haus eintragen zu lassen, verschaffte ihm jeder Geldmäkler augenblicklich eine mehr als genügende Summe, um alle seine laufenden Schulden abzutragen. War es aber erst bekannt, daß der Handelsherr Niclas Wulf sogar schon so weit gekommen sei, eine Hypothek auf sein Haus einschreiben lassen zu müssen, so hatte sein Ansehen als Geschäftsmann, ja selbst als Mitglied eines vornehmen Geschlechtes, einen Stoß erlitten, von dem es sich niemals wieder zu erholen vermochte. Kein wohlhabender Kaufherr, ja selbst kein angesehener Bürgersmann oder Zunftmeister ließ damals im Stadtbuch Gelder auf sein Haus eintragen und es galt bei Allen für eine Art von Ehrenpflicht, ihre Wohnhäuser auch gänzlich ohne Schulden zu besitzen. Nur junge Anfänger, die zuerst den eigenen Heerd gründen wollten, oder Leute, die durch schwere unverschuldete

Unglücksfälle betroffen waren, oder auch anerkannte Verschwender und Durchbringer, die auf ihren bürgerlichen guten Ruf überhaupt keinen großen Werth mehr legten, nahmen solches Geld auf ihr Grundeigenthum auf, doch hielt es dann jeder ehrbare Mann für seine erste Pflicht, mit dem regsten Eifer und der unausgesetztesten Sparsamkeit dahin zu wirken, daß diese Schuld in kurzer Frist wieder getilgt werde. Und nun sollte sogar Herr Niclas Wulf gezwungen sein, solch öffentliches Zeugniß von der Zerrüttung seines Vermögens abzugeben? Es wäre dies eine Demüthigung für den stolzen Mann gewesen, die er schon in Gedanken kaum zu ertragen vermochte.

Mit einer ängstlichen Spannung, die er früher kaum dem Namen nach gekannt hatte, sah er an dem heutigen Tage dem Besuch des Rathsherrn Cordes entgegen. Er hoffte einen Aufschub von diesem in der Zahlung seines Schuldbriefes zu erhalten und geschah dies nun, so konnte sein bürgerliches Ansehen gar leicht noch gerettet werden. War dies aber der Fall, so hatte er den festen Entschluß gefaßt, so schnell es nur gehen wollte, alle seine Geschäfte gänzlich abzuwickeln, seine Handelsthätigkeit aufzugeben, seine Liegenschaften womöglich zu verkaufen und dann von Rostock baldigst fortzuziehen, um als ein unabhän-

giger, ziemlich wohlhabender Privatmann in Lübeck den Rest seiner Tage zu beschließen. Für wen sollte er ferner noch arbeiten und sich plagen, da seine stolzen Hoffnungen so ganz von Grund aus zerstört waren?! Sein Sohn Hinrich war für ihn nicht mehr vorhanden, seine Tochter Anna schien sich niemals wieder erholen zu wollen und sein dritter Sohn Martin, der jetzt an 15 Jahre zählen mochte, war ein stiller träumerischer Knabe, der fest erklärt hatte, unter keinen Umständen ein Kaufmann werden zu wollen, sondern nur ein Gelehrter und Sprachforscher.

Daß aber das Ausbreiten des Lutherthums in Rostock nicht mehr aufzuhalten sei, hatte Niclas Wulf nach dem letzten Vorgange, als Slüter durch das kräftige Auftreten seiner Anhänger befreit wurde, mit voller Ueberzeugung erkannt. Er selbst aber besaß einen viel zu festen und hartnäckigen Sinn, um nur im Geringsten nachzugeben und seine Ansicht zu ändern, und so war von jetzt an das ganze rege Interesse, welches er bisher für seine Vaterstadt empfunden hatte, fast ganz verschwunden und sein höchster Wunsch, daß sie dereinst mit dazu berufen sein könne, einen hohen Platz im Welthandel einzunehmen, erlosch immermehr. Seit er hierüber mit sich vollständig ins Klare gekommen war, drückten ihn die Mauern der Stadt

förmlich und er fühlte ein inneres Verlangen, recht bald aus ihnen fortzukommen.

Solche und ähnliche Gedanken kreisten in seinem Gehirne und drückten in einsamen Augenblicken sein sonst so stolz und aufrecht getragenes Haupt gar sorgenschwer auf die Brust nieder, als pünktlich mit dem elften Glockenschlage der erwartete Rathsherr zu ihm in sein Kloset trat. Der Rathsherr Cordes, ein schlanker, fast hagerer Mann, in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einem ganz regelmäßigen Gesicht, das nur durch den entschieden tückischen Ausdruck, der in seinen Augen lag, und einen gewissen hämischen Zug für viele höchst unangenehm ward, verwandte selbst eine große Sorgfalt auf einen sehr eleganten und modernen Anzug. Am heutigen Tage jedoch war er so festlich gekleidet, daß schon äußerlich ihm anzusehen war, er müsse etwas Besonderes beabsichtigen.

Sein kurzes spanisches Wamms, das er unter der warmen, mit dichtem nordischen Pelz gefütterten Schaube trug, war vom besten Genueser Sammt und mit feuerrother Seide gefüttert, die Puffen der Beinkleider ebenfalls von gleichem Stoff und gleicher Farbe, während ihr unterer Theil, der in die niederen Stiefel von gelbem Corduansleder auslief, aus rothem Sei-

dentrikot, wie die flandrischen Weber ihn damals sehr kostbar lieferten, bestand. Eine mächtige weiße Halskrause aus kostbaren Spitzen umgab seinen etwas zu langen Hals, während sein semmelblondes Haar, zierlich gesalbt und gekräuselt, schief nach der einen Seite hing, wie es die neueste Mode gerade vorschrieb.

Mit seiner gewöhnlichen geschmeidigen Höflichkeit begrüßte der Eintretende den alten Wulf, der mit ruhigem Anstande zum Ablegen der allzu warmen und schweren Schaube und dann zum Niedersetzen einlud nnd nun erwartete, daß sein Besuch das erste Wort an ihn richten würde.

„Ich komme heute nicht zu Euch als ein Gläubiger, der sein Geld zu holen wünscht, werther Herr College, sondern als Einer, der Euch selbst um etwas zu bitten hat," begann alsbald der Rathsherr Cordes die Unterredung. „Ihr wißt, daß ich schon vor Jahren um die Hand Eurer Tochter Anna bei Euch anhielt und Ihr dies Gesuch zwar nicht ablehntet, doch unter mancherlei Vorwänden stets zu verzögern wußtet. Ich ließ mir dies bisher geduldig gefallen, heute aber ist der Tag, an welchem ich Eure letzte und feste Entscheidung haben muß, denn ich will endlich bestimmt wissen, woran ich bin. Und dann bitte ich Euch, werther Herr, daß Ihr zugleich ruhig und ge-

duldig meinen weiteren Vorschlag anhören und selbigen ohne Leidenschaft bei Euch überlegen mögt, denn er ist nur auf Euer Bestes gerichtet. Ihr wißt selbst, daß Ihr in letzter Zeit sehr bedeutend in Eurer Handelsthätigkeit zurückgekommen seid und manche arge Verluste erlitten habt, die Euer Vermögen arg schädigten. Es geht nun mein Vorschlag dahin, Ihr nehmt mich zu Eurem Eidam auf, tretet mir nicht allein alle Eure Liegenschaften hier in der Stadt, sondern auch Euer gesammtes kaufmännisches Geschäft mit allen Schulden und Forderungen, kurz, mit Allem was drum und dran ist, ganz als mein freies Eigenthum ab. Ich habe mich entschlossen, selbst ein Handelsgeschäft zu gründen, und mit Hülfe Eurer gut eingeschulten und sachverständigen Gesellen in Eurer Schreibstube und dem alten Claus an der Kasse hoffe ich demselben ganz gut vorstehen zu können. Dabei gedenke ich, jetzt mit den Lutheranern wieder — wenigstens äußerlich — Frieden zu machen und die tüchtigsten Schiffer und Schiffsbaumeister für meine Unternehmungen zu gewinnen, gleichviel, ob sie nun die Messe oder die Predigt Slüters besuchen. Auf die Weise, wie Ihr es betrieben habt, Herr Niclas Wulf, schädigt man nur sein eigenes Vermögen und richtet selbst doch dabei nichts aus; dies hat mir Euer Bei-

spiel so recht wieder gezeigt. Ob es uns nicht hoffentlich gelingen wird, diesen Slüter auf eine andere heimliche Art gänzlich unschädlich zu machen, bleibt eine zweite Frage," und hierbei leuchtete ein recht heimtückischer, boshafter Ausdruck aus den Augen Cordes. „Für diese Abtretung Eures Eigenthums zahle ich Euch am Tage der Unterschrift des Contractes, außer den Handelsschulden, die ich übernehmen werde, baare 60,000 Mark Lübisch und will diese Summe, wenn Ihr es wünscht, in der Handlung ganz sicher stellen und mit den üblichen 6 Prozent jährlicher Zinsen pünktlich verzinsen. Ihr könnt dann mit Eurem Sohne Martin frei und gänzlich sorgenlos, wo und wie Ihr wollt, in behaglicher Muße leben; dies ist mit kurzen Worten mein Vorschlag, den ich wohl zu überlegen und mir dann ruhig zu beantworten bitte," schloß er seine Rede.

Ein Gefühl des tiefsten Unmuthes, ja selbst heftigsten Zornes durchzuckte zwar die Brust des alten Handelsherrn, als er so unumwunden den Antrag hören mußte, sein Geschäft zu übergeben und sich als gleichsam nicht mehr dazu Befähigter in den Ruhestand zu setzen. Vor wenigen Monden noch hätte die ganze Wucht seines höchsten Unwillens den getroffen, der es nur im Entferntesten gewagt, ihm ein ähnliches Anerbieten zu machen. Damals aber frei-

lich durfte er auch sicher sein, daß Niemand dies zu unternehmen den Muth besitzen würde. Die letzte Zeit hatte hierin gar viel zu seinen Ungunsten geändert und sein Ansehen tiefer sinken lassen, sonst wäre auch der Rathsherr wahrlich nicht mit solchem Vorschlage gegen ihn hervorgerückt; dies fühlte er gleich mit unumstößlicher Gewißheit. Er war matt und müde geworden, kaum noch ein Schatten seiner früheren Kraft, und dies Bewußtsein selbst machte ihn auch jetzt ruhiger und geduldiger. Wie unwillkürlich fuhr er aber, als Cordes geendet hatte, einigemal mit der flachen Hand über seine Stirne, als wollte er die Falten des Unmuths von dort wegstreichen. Dann klang seine Stimme zwar äußerst kalt, aber durchaus nicht erregt, als er sprach:

„Vor Allem, Herr Rathsherr, bevor ich weiter auf Euren Antrag, den Ihr mir so eben machtet, eingehe, ist es für mich die erste Erforderniß, zu wissen, ob meine geliebte Tochter Anna den Wunsch und die Neigung in sich fühlt, schon jetzt ein feierliches und festbindendes Verlöbniß mit Euch einzugehen und dann in kurzer Frist Eure getreue Ehefrau zu werden.“

„Hab' nicht gewußt, daß es in unserer guten Stadt Rostock auch bei den Geschlechtern Brauch geworden ist, die Töchter nach den Gefühlen ihres Herzens zu fragen, wenn die Väter eine standes-

gemäße und passende Heirath für sie ausgemacht und einen in jeder Hinsicht für sie annehmbaren Freier ausgesucht haben," entgegnete, über diese kühle Aufnahme seines Antrages sichtlich verletzt, der Rathsherr spöttisch.

„Glaube doch, daß ich und mein Haus stets zu den vornehmsten Geschlechtern der Stadt gehört haben und auch fernerhin gehören werden, und doch war es in unserer Familie von jeher der Brauch, keine Tochter zu verheirathen, wenn diese nicht selbst eine Neigung für ihren künftigen Eheherrn fühlte, und keine Frau zu ehelichen, die wir nicht selbst liebten. So lange ich lebe wenigstens, soll meiner Tochter Anna niemals gegen ihren Willen ein Freier aufgedrungen werden, sondern sie hierin frei nach eigenem Wunsche handeln dürfen. Etwas anderes wäre es, sollte sie eine unpassende Ehe eingehen wollen, denn dann würde ich sie lieber verstoßen, als solches dulden, ebenso wie ich dies mit meinem ungerathenen früheren Sohne Hinrich mit vollem Rechte gethan habe," lautete die fest und kalt gesprochene Antwort des alten Herrn. Und bevor noch sein Besuch eine Erwiderung hierauf geben konnte, zog er die Silberschelle, auf deren Klang sogleich sein alter vertrauter Leibdiener in das Gemach trat.

„Geh' hinauf, Alter, zu meiner Tochter Anna und ich ließe sie bitten, alsbald zu mir herunter zu kommen, da ich Wichtiges mit ihr zu reden hätte, und dann laß Dir vom Küfer einen Krug mit Rheinwein aus dem Eckfaß geben und bringe denselben mit einigen Bechern herein," befahl er diesem in der ruhigen, freundlichen Weise, die ihm stets gegen den treuen bewährten Diener eigen war.

Bald erschien auch Anna auf des Vaters Wunsch, zuckte aber ersichtlich zusammen und ein Zug des Widerwillens flog über ihr Antlitz, als sie den Rathsherrn in dem Kloset erblickte. Ahnte sie doch, daß nun ein folgenreicher und unangenehmer Auftritt jetzt erfolgen würde. Bleich, als wie aus Marmor gehauen, war das Gesicht der Jungfrau und der Gram hatte bereits schärfere Furchen darin gezogen, als dies sonst ihrem jugendlichen Alter nach sich paßte, und dennoch konnte ihre eigenthümliche Schönheit und die holde Anmuth, die über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet lag, auch jetzt noch nicht ihren Zauber verlieren. Auch der einfache dunkle Hausanzug, ganz aus feinen Wollenstoffen bestehend, kleidete ihr gut und ihre schlanke hohe Gestalt erhielt dadurch eine gewisse Fülle.

Mit zierlichen Verbeugungen und kunstvoll gesetzten

artigen Worten begrüßte der Rathsherr Cordes die eintretende Jungfrau, und sein stechendes graues Auge schien mit besonderem Wohlwollen auf deren körperlichen Reizen zu verweilen, voller Würde und Ernst war dagegen ihr Benehmen und alle zierlichen Phrasen und ausgesuchten Artigkeiten ihres Anbeters mochten kaum ihr Ohr berühren, so unbeweglich blieb der Ausdruck ihres Gesichts bei deren Anhörung.

Herr Niclas Wulf mochte an diesen gedrechselten Complimenten des Bewerbers ebenfalls kein besonderes Vergnügen empfinden, denn um solche kurz abzuschneiden, ergriff er das Wort und theilte seiner Tochter in kurzer bündiger Rede den Antrag des Freiwerbers mit.

Eine tiefe Röthe der Angst übergoß zuerst deren Gesicht, befangen schlug sie das schöne Auge nieder und ihr Busen hob sich bemerklich von der Gewalt der inneren Empfindungen. Bald aber gewann sie ihre frühere Ruhe wieder und gar als der Vater mit den Worten: „Den Antrag des hochansehnlichen Herrn Rathsherrn Cordes, der vor Dir steht, habe ich Dir nun jetzt mitgetheilt und jedenfalls mußt und wirst Du es als eine besondere Ehre ansehen, daß ein so angesehenes Mitglied unseres Rathes Dich zu seiner Ehefrau begehrt, allein die Entscheidung auf diese

Werbung hängt nur ganz allein von Deinem freien Willen ab, und auch nicht den geringsten Zwang irgend einer Art werde ich anwenden, um auf Deinen Entschluß zu wirken oder Dir in Zukunft es entgelten lassen, wie nun auch Deine Antwort ausgefallen sein möge," schloß, war auch die leiseste Spur jeglicher Aufregung bei ihr verschwunden.

Mit ihrer wohllautenden sanften Stimme antwortete sie nun: „Zuerst den innigsten Dank gegen Euch, mein theurer Vater, daß Ihr in keiner Weise mir einen Zwang auferlegen oder auf meine Entschließung einwirken wollt. Noch in meiner Sterbestunde werde ich dafür Euren Namen segnen. — Und was nun Euch, Herr Rathsherr Cordes, anbelangt, so wollt Ihr meine klar überlegte und wohlgefaßte Entscheidung ruhig vernehmen und mir in keiner Weise darob zürnen. Zwar erkenne ich Euren Antrag um meine Hand als Ehefrau als eine hohe Ehre an, allein dennoch muß ich Euch fest und ganz unabänderlich für jetzt und alle fernere Zukunft eine entschiedene Ablehnung geben. Mein unwiderruflicher Entschluß ist der, unter keinen Umständen jemals einem Mann meine Hand zu reichen, sondern so lange Gott der Herr mir das Leben läßt, unvermählt zu bleiben. Und somit könnt Ihr, Herr Rathsherr Cordes, auch

diese meine bestimmte Ablehnung durchaus nicht als eine Kränkung empfinden. Damit lebet wohl, mein ferneres Bleiben hier dürfte Euch vielleicht nur peinlich berühren."

Nach diesen klar gesprochenen Worten ging sie zuerst auf den Vater zu, um ihm die Hand zu küssen, was dieser aber verhinderte, indem er sie an seine Brust zog und einen Kuß der innigsten Vaterliebe auf ihre schöne bleiche Stirne drückte, dann machte sie ihrem früheren Freiwerber eine kalte Abschiedsverbeugung und schritt gemessen und würdevoll, wie immer, zur Thüre hinaus.

Wenn auch der Gesichtsausdruck des alten Herrn Wulf ein ernster blieb, so hätte doch ein scharfer Blick zu erkennen vermocht, daß eine gewisse innere Freude über diese stolze Antwort der Tochter jetzt in seinem Auge schimmere.

Ganz anders waren freilich die Gefühle, die sich unverkennbar auf dem Gesichte des so entschieden abgewiesenen Freiers spiegelten. Sein Blick, den er der Abgehenden nachsandte, war voll Haß und Tücke, um seine schmalen Lippen zuckte ein hämisches Lächeln und seine langen, mageren, aus den Spitzenmanschetten der Aermel heraussehenden Hände ballten sich wie

unwillkürlich eng zusammen; stets ein Ausdruck der innerlich bei ihm kochenden Wuth.

„Also ein entschiedener Abschlag in bester und höflichster Form, den mir die Jungfer Anna so eben ertheilte," klangen höhnisch seine ersten Worte. „Und bleibt es wirklich bei Eurem Entschluß, daß Ihr Eure verzogene Tochter nicht durch Euren väterlichen Einfluß dahin bewegen wollt, mir dennoch die Hand zu reichen, die sie jetzt in ungemessenem Stolz auszuschlagen für gut befindet?" wandte er sich an den Vater.

„Ich dächte, Herr Rathsherr Cordes, Ihr solltet mich doch durch die vielen Jahre unserer Bekanntschaft schon zu gut kennen, um nicht zu wissen, daß es bei mir stets heißt: „„Ein Mann ein Wort,"" und ich niemals einem Entschlusse abtrünnig werde oder ihn nur wiederhole," antwortete dieser mit fester Würde.

„Nun also gut — die Sache wäre hiermit ein für allemal abgemacht," sprach Cordes, und sein so häufiges unangenehmes Lächeln zuckte dabei wieder recht auffällig um seinen Mund. „Da ich nun also als Freiwerber bei Euch, Herr Niclas Wulf, ein so entschiedenes Unglück gehabt habe, so muß ich diese Rolle zu meinem Bedauern mit der eines Gläubigers

vertauschen, und hoffe, hierin wenigstens bessere Geschäfte bei Euch zu machen," höhnte er weiter. „Ihr werdet Euch erinnern, daß mit dem heutigen Tage Euer Schuldschein über 8000 Mark Lübisch nebst den üblichen Zinsen zu 6 Prozent verfallen ist, und so ersuche ich Euch, dieses Papier alsbald mit gangbarer klingender Münze bei mir einlösen zu wollen," hiermit zog er das von dem Handelsherrn mit Unterschrift und Handsiegel versehene Dokument aus der Tasche und hielt es ihm vor. „Wollte dabei Euch auch noch ferner bemerken, daß ich die Schuldforderung von 60,000 Mark Lübisch, welche das Kloster St. Johannis an Euch zu machen hat, auch an mich brachte und selbige zur Verfallzeit, das ist heute über acht Tage, Euch ebenfalls zu präsentiren das Vergnügen haben werde."

Einen Augenblick stutzte der alte Handelsherr wie voller Zorn ob dieser spöttischen Rede, aber gleich nachher hatte er seine frühere stolze Ruhe wieder gewonnen.

„Es wird Euch bekannt sein, Herr Rathsherr, daß, nach dem weisen Gesetze unserer Stadt, jede Schuldverschreibung nicht früher als um die sechste Abendstunde des Tages, an dem sie fällig ist, ausgezahlt zu werden braucht. Wollet Euch daher nur

um diese Stunde in meine vordere Schreibstube bemühen und mein Obergeselle Claus, der die Casse führt, wird die Euch zukommende Summe richtig bei Heller und Pfennig in der üblichen Münzsorte dort Euch einhändigen. Auf gleiche Weise wird die Schuldforderung, welche das Kloster zu St. Johannis an mich zu machen hat, zur richtigen Stunde zur Auszahlung kommen."

So etwas Stolzes und Abweisendes lag in der Art, wie der alte Herr diese Abfertigung sprach, daß der Rathsherr weiter keine Entgegnung einzuwenden wagte. Mit höflichem Gruß und den Worten: „Werde nicht verfehlen, mich zur bestimmten Stunde mit meinem Träger wieder in Eurem Hause einzufinden, und hoffe, den Gang nicht vergeblich machen zu müssen. Wünsche Euch eine gesegnete Mahlzeit und einen guten Tag, Herr Niclas Wulf," verließ er das Gemach.

Wer aber sein Gesicht, von Hohn und Rachlust erfüllt, auf dem Vorplatze des Hauses gesehen und seine halblaut vor sich hin gemurmelten Worte: „Wartet nur, Ihr hochmüthiges Bettelvolk hier drinnen, ich will schon die rechten Mittel finden, Euren Wohlstand zu vernichten und Euren Stolz zu demüthigen," gehört hätte, der wäre von der Ueberzeugung durchdrungen worden, daß der Rathsherr Cordes von jetzt an zu den er-

bittertsten und thätigsten Feinden der Wulf'schen Familie gehören werde. Und dem war auch in der That so.

Sein erstes Geschäft war jetzt, in das Kloster zu St. Johannis zu eilen, um sich dort in den Besitz der Schuldverschreibung des alten Niclas Wulf — denn seine frühere Behauptung, daß diese bereits in seinen Händen sei, war eine erlogene — zu setzen. Das Glück wollte ihm darin wohl, daß der Pater Rothstein, der sonst gewöhnlich die Geldgeschäfte des reichen Klosters besorgte, augenblicklich auf einige Wochen zum Bischof nach Schwerin berufen war, um daselbst an den Berathungen der gemeinschaftlichen Verfolgungen des Lutherthums in ganz Mecklenburg theilzunehmen. So hatte er nur mit dem Prior de Senkis zu verhandeln, der, lediglich in seine theologischen Studien vertieft, in allen Geldsachen ein sehr unpraktischer Mann war. Der gewandten Ueberredungskunst des Cordes gelang es nun ziemlich leicht, dem schwachen Prior einen Schrecken einzujagen, daß die Wulf'schen Verhältnisse schon so zerrüttet seien, um einen Verlust des ihm geliehenen Geldes besorgen zu lassen. Er erbot sich, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen und das Geld einzuziehen, bedang sich aber dabei lediglich zur Ver-

gütung seiner baaren Auslagen, wie er vorgab, die Summe von 100 Mark aus, die der Prior, froh, doch wenigstens das Kapital retten zu können, ihm auch sehr gerne bewilligte. Die Schuldforderung an den Handelsherrn in der Tasche, verließ Cordes das Kloster und schmunzelte dabei vor sich hin: „Wenigstens hier habe ich diesmal ein gutes Geschäft gemacht, mit dem Schuldschein kann ich den Alten noch gehörig zwicken und zwacken und 100 Mark habe ich außerdem unter allen Umständen für mich verdient.“ Mit solchen Gedanken in der Brust ging der Rathsherr in die Nachmittagsmesse in der Kirche zu St. Marien, die damals bei den angesehensten Geschlechtern vorzugsweise in Mode stand und deren täglichen Besuch er niemals versäumte, um ja seinen Eifer für den Katholicismus in recht glänzendem Lichte erscheinen zu lassen.

Als Cordes das Gemach des alten Wulf verlassen hatte, blieb Letzterer, in tiefe Gedanken versunken, noch einige Zeit lang wie unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen, sorgenschwer das graue Haupt auf die Rechte gestützt. Als er sich nach einer längeren Weile wieder erhob, drückten seine Züge eine feste Entschlossenheit aus und kräftig wie immer war Gang und Haltung. Und doch hatte ein so heftiger Sturm,

wie noch nie in seinem bisherigen Leben, seine Brust soeben durchwühlt und der Beschluß, den er nun gefaßt, war für seine fernere Zukunft ein entscheidender. Er wußte, daß der Rathsherr von nun an sein erbittertster Feind geworden sei und mit unnachsichtlicher Strenge alle Forderungen, die er irgend auftreiben konnte, auf die Stunde einziehen würde. Um ihn zu befriedigen, war das einzige Mittel die Aufnahme einer Hypothekenschuld auf seine Liegenschaft, denn ein anderer Weg, sogleich die nöthigen Gelder anzuschaffen, hatte sich ihm trotz alles Sinnens und Grübelns nicht zeigen wollen. Die öffentliche Eintragung solcher Verschreibung in das Stadtbuch war aber zugleich die Vernichtung seines Kredits als Kaufherr und die Untergrabung seines Ansehens als Haupt eines vornehmen Geschlechtes. Sein Ruf war fortan geschädigt und die Frucht seines langen thätigen Lebens für immer vernichtet; dies verhehlte er sich keinen Augenblick.

An der Ecke der Langenstraße wohnte damals ein bekannter Geldmakler, der, ursprünglich jüdischen Stammes, jetzt als ein treuer Anhänger der papistischen Parthei galt. Sein Geschäft war eigentlich, da jeder irgendwie als wohlhabend angesehene Mann es für seine erste Ehrenpflicht hielt, alle seine Grundstücke ohne Schulden zu besitzen, keineswegs grade ein über=

aus respectables, was jedoch nicht hinderte, daß ihm stets bedeutende Kapitalien zu Gebote standen und er oft recht ansehnliche Geschäfte machte. In früherer Zeit hätte der Handelsherr es unter seiner Würde gehalten, einen Fuß in die Schreibstube eines Mannes von dem Rufe des Maklers Rosenbaum zu setzen, jetzt wo ein ernster Wille, Allem, was da auch kommen möge, trotzig die Stirne zu bieten, ihm den Sinn gestählt hatte, schritt er mit so festem Gange und gemessenem Schritte, als begäbe er sich zu einer Rathssitzung in das Rathhaus, auf dessen Wohnung zu und trat in die Schreibstube.

Ein gar verwundertes Gesicht machte der kleine dürre Makler mit den unverkennbar jüdischen Zügen, der eben mit dem Sortiren der Gelder fleißig beschäftigt war, als er plötzlich den bisher als so reich und dabei so stolz bekannten Handelsherrn vor sich stehen sah, und vor geschmeidiger Höflichkeit wußte er mit den Complimenten kaum ein Ende zu finden.

Ohne diese höflichen Verbeugungen weiter viel zu beachten und sie anders als durch ein Neigen mit seinem Haupte zu erwidern, sprach der alte Herr Niclas Wulf mit seiner ruhigen ernsten Stimme:

„Ich komme, um Euch ein günstiges Geschäft anzutragen, Makler Rosenbaum. Ihr wißt, daß Haus

und Hof und sonstige Liegenschaften von mir in hiesiger Stadt gänzlich unverschuldet sind und einen hohen Werth besitzen. Verschiedene Umstände, die weiter kein Interesse für Euch haben können, benöthigen für mich die Summe von 8000 Mark Lübisch sogleich und von 10,000 Mark zu heute auf acht Tagen. Könnt Ihr das Geld mir schaffen zum gewöhnlichen Zinsfuß von 6 Procent per annum, so soll es als erste Hypothek auf meine gesammten Grundstücke eingetragen werden und Ihr mögt sogleich mit mir auf das Gewettgericht gehen, um diese Eintragung in das Stadtbuch daselbst vollziehen zu lassen. Gebt mir Eure Antwort auf der Stelle, ohne weitere Umschweife mit einem „Ja" oder „Nein", damit ich im letzteren Falle mich an einen anderen Makler zu wenden vermag."

Das kurze stolze Auftreten des Handelsherrn imponirte dem Makler; er sah sowohl die Sicherheit wie auch den Nutzen des Darlehns ein und berechnete dabei nebenher, wie sehr sein Ansehen sich erhöhen und seine Kundschaft sich vermehren würde, wenn sich erst die Kunde in der ganzen Stadt verbreitet hätte, daß sogar ein Mann wie Herr Niclas Wulf sich seiner Vermittlung bedient und mit ihm zusammen den

Gang zur Eintragung der Schuld in das Stadtbuch gemacht habe.

Ohne weitere Zögerung antwortete er: „Wird mir stets zur größten Ehre gereichen, einem Geschäftsmann wie Euch, Herr Niclas Wulf, dienen zu können. Unter den von Euch gewünschten Bedingungen ist das Geld zu jeder Stunde für Euch bereit und mögt Ihr Euren Kassenboten zur Abholung sendeu."

„Also abgemacht. Kommt nun sogleich mit auf das Gericht. Noch wird der Oberschreiber beim Stadtbuche dort anwesend sein," antwortete kurz der Kaufherr.

So schnell als möglich vertauschte der Makler sein Arbeitswamms mit seiner besten Festtagsschaube und setzte den mit Federn bunt geschmückten Hut auf, dann trippelte er in glücklicher Stimmung neben dem, wie immer, stolz und gemessen daherschreitenden Wulf zur Gerichtsstube. Gerne hätte er gewünscht, daß der Weg dahin ein noch zehnmal längerer sein möchte, damit ja recht viele Leute es sähen, in welcher vornehmen Begleitung er ginge und was er schon für bedeutende Kunden zählte. Es gab auch manche verwunderte Gesichter über dies Paar und häufig blieben einzelne Fußgänger auf der Straße stehen, um den Bieden nachzusehen und ihre Bemerkungen darüber

auszutauschen, daß ein so reicher Mann, wie der Raths- und Handelsherr Niclas Wulf, sich doch unmöglich in so zerrütteten Vermögensverhältnissen befinden könne, um sogar mit dem Makler Rosenbaum in geschäftliche Verbindungen zu treten.

Wie erstaunt war aber der alte Oberschreiber beim Stadtbuch, als ihm der Handelsherr mit fester Stimme den Auftrag gab, eine Schuld von 20,000 Mark Lübisch auf seine Grundstücke einzutragen und dem Makler Rosenbaum die erforderlichen Papiere dafür auszustellen. Er glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen und zögerte förmlich, seine Feder zu dem verhängnißvollen Dokumente aufzusetzen, denn er wußte selbst nur zu gut, daß er dadurch das kaufmännische Ansehen und somit auch die gesellschaftliche Stellung des Mannes, der dies von ihm verlangte, unrettbar für immer vernichtete. Hatte jene eiserne Zeit doch im Allgemeinen auch ungleich mehr eiserne Gesetze und Sitten, als unsere viel laxere Gegenwart sie überhaupt nur kennt. Wie ruhig und gefaßt stand dieser Mann dabei vor ihm, wie zuckte keine Miene in seinem Gesicht, und mit wie sicheren Zügen schrieb er seinen Namen unter das verhängnißvolle Dokument.

Gern hätte der Makler Rosenbaum auch den Rückweg vom Rathhause in der Gesellschaft seines neuen

Schuldners zurückgelegt; doch schreckte dessen schweigsamer Ernst ihn alsbald so zurück, daß er solche Aufdringlichkeit nicht zu versuchen wagte.

Einsam wandelte der an diesem Tage so tief von seiner bisherigen Höhe herabgestürzte Mann an dem in der winterlichen Abenddämmerung schon unbelebten Strand, denn seine bewegte Brust verlangte nach Luft, bevor er in sein jetzt so verödetes Haus zurückkehrte. Schneidend blies der scharfe Nordostwind über die bereits in Eis gehende breite Warnow, er aber fühlte nichts davon, und das winterliche Unwetter, welches immer mehr zu toben begann, paßte nur zu sehr zu der Stimmung in der eigenen Brust. Lange stand er, in düstere Betrachtungen versunken, an einen Baum sich lehnend auf einer Ecke des hohen Walles, von wo er den ganzen Hafen übersehen konnte. Da lagen vor seinen Blicken, an den Pfählen zur Winterruhe angekettet, in langer Reihe die Seeschiffe mit abgenommenen Raaen und Stangen; ein recht charakteristisches Bild der Oede und Unthätigkeit. Welche kühnen Pläne hatte er einst im feurigen Jugendalter grade auf die Thätigkeit solcher Schiffe gesetzt und mit wie kühnen Hoffnungen erfüllte es seine Brust, durch ihre Hülfe nicht allein seinem Geschlechte einen stolzen Namen zu gründen, sondern auch seiner so

heißgeliebten Vaterstadt Rostock noch einen bedeutend höheren Rang im Welthandel zu verschaffen, als sie solchen bisher jemals noch besessen hatte. Das war nun Alles für immer gescheitert, sein Ruf geschändet und er selbst nicht viel mehr werth, als jenes alte vermorschte Wrack, was dort an das Land gezogen lag, um es zu Brennholz auseinander zu schlagen, da es zu kühnen gefährlichen Fahrten nicht mehr tauglich war. Es war eine bittere Stunde, die der alte, einst so stolze und geachtete, jetzt so tief gedemüthigte Raths- und Handelsherr hier auf dieser Stelle verbrachte, nnd so schwer lastete die Wucht der für immer zerstörten Hoffnungen auf ihm, daß er es kaum wahrnahm, wie Schnee und Eis ihm Bart und Haare mit dicker Kruste schon überzogen hatten.

Der Schlag der fünften Stunde von den Thürmen der Kirchen erinnerte ihn endlich daran, sich auch nach Hause zu begeben, da er gewiß sein durfte, daß pünktlich um 6 Uhr sein Gläubiger sich zur Abholung des Geldes bei ihm einfinden werde. Mit welchem Gefühl des Wohlbehagens war er früher stets in sein stattliches festes Wohnhaus, wie es kein größeres und wohleingerichteres in der gesammten Stadt gab, eingetreten! Jetzt graute ihm förmlich vor diesem Eintritt, denn nicht mehr durfte er es sein freies Eigen-

thum nennen, es war ja schon bis über die Hälfte seines Werthes einem Fremden und zwar einem niedern Makler verpfändet und diese Verpfändung im Rathhause bekannt gemacht, so daß morgen die Kinder auf den Straßen und die Weiber auf dem Markte darüber reden konnten.

So stark übermannte ihn dieser Gedanke beim Betreten der Thürschwelle, daß es ihm vor den Augen zu dunkeln begann, die Sinne ihm schwinden wollten und er sich eine Weile an dem großen schweren Thürgriff von massivem hellpolirten Kupfer anklammern mußte, um nicht umzusinken, da seine Kniee zu wanken anfingen. Die Energie seines Geistes überwand jedoch bald wieder die Schwäche des Körpers, gewaltsam nahm er sich zusammen und betrat mit gewohnten sicheren Schritten seine große Schreibstube im Vorderhause. Verwundert kam ihm sein alter, treuer und ergrauter Obergeselle und Kassenführer Claus dort schon mit der Meldung entgegen, daß der Makler Rosenbaum soeben die Summe von 8000 Mark Lübisch in grober neuer Silbermünze wohlverpackt in 8 Beuteln, die noch mit dem Siegel der Münze zu Rostock versehen seien, gesandt und für den morgenden Tag noch weitere 12,000 Mark zugesagt habe.

So ruhig, als sei es eine gewöhnliche Geschäfts-

sache, hörte der Handelsherr diese Nachricht an und gab die Weisung, daß, wenn um 6 Uhr der Rathsherr Cordes erscheinen würde, ihm die Summe von 8000 Mark gegen Quittung und die üblichen Formalitäten sofort ausgezahlt werden sollten. In eine weitere Unterhaltung mit dem Rathsherrn oder seinem Abgesandten solle sich aber Niemand einlassen. Trotz dieser äußeren eisernen Ruhe sah der kundige Blick des alten Claus mit tiefem Kummer die Veränderung, die in kurzer Zeit bei seinem Prinzipale vorgegangen war. Dessen Gesichtsfarbe hatte eine beinahe graue Farbe angenommen, die sonst so festen Züge waren schlaff geworden, die Kraft des Auges erloschen; er war in diesen wenigen Stunden mindestens um 10 Jahre gealtert. Die heißen Thränen rannen dem bewährten treuen Diener über die Backen, als er diese äußerlich ausgeprägte Gemüthsstimmung bei seinem vielgeliebten Herrn bemerkte, und doch vermochte er nichts dabei zu ändern.

Pünktlich um die sechste Stunde erschien nun auch der Rathsherr Cordes mit seinem Begleiter. Seine Züge trugen den bekannten hämischen Ausdruck, der deutlich zeigte, daß er hoffe, hier jetzt einen Triumph wegen Nichterfüllung der Zahlungsverbindlichkeit feiern zu können. Schien es ihm doch eine keineswegs angenehme Ueberraschung zu sein, als er das Geld in

lauter blanken Stücken, wie sie eben aus der Münze gekommen waren, aufgezählt erhielt. Mit geschäftlicher Kürze sagte ihm dann der alte Claus, daß er auch die 10,000 Mark, die das Wulf'sche Haudlungshaus dem Kloster zu St. Johannis schulde, schon am nächsten Tage gegen Herausgabe der Papiere ausbezahlt erhalten könnte, falls er dies vielleicht wünschen möchte. Auf weiteres Reden ließ sich der wortkarge Obergeselle übrigens nicht ein, sondern sprach nur die unumgänglichsten Worte der Höflichkeit und des Geschäftes.

Schon am nächsten Tage durchlief die Nachricht, daß der reiche Kaufherr Niclas Wulf genöthigt gewesen sei, eine Hypothekenschuld von 20,000 Mark Lübisch auf sein Grundstück eintragen zu lassen, die ganze Stadt. Es war ein Flüstern und Muthmaßen und Reden darüber, wie lange kein ähnlicher Vorfall der Art hervorgerufen hatte, und die tausendzüngige Fama ließ es dabei an Uebertreibung, oft sehr abenteuerlicher Natur, nicht fehlen.

Derjenige aber, über dessen Person all dies Gerede ging, hörte nicht viel mehr davon, denn er verließ sein Haus sobald nicht wieder. Wie von einem gewissen geistigen Stumpfsinn befallen, saß er stundenlang in seinem Arbeitskloset, mit mattem Blick die

Wände anstarrend, ohne Beschäftigung, Wünsche, Hoffnungen oder Befürchtungen in seinem Innern, und nichts schien ihn daraus erwecken zu können. Seine Kraft war durch den Gang zum Makler Rosenbaum gebrochen, sie hatte ihn aufrecht gehalten, bis er seine Verbindlichkeiten erfüllt, dann sank er machtlos zusammen.

Die Folgen dieser Eintragung einer Hypothekenschuld sollten auch nicht lange auf sich warten lassen. Es bestand in Rostock eine fest geschlossene Gesellschaft der vornehmsten Geschlechter, die eine eigene Trinkstube hielt und mitunter auch Tanzvergnügen während der Carnevalszeit veranstaltete. Seit einer Reihe von Jahren war der alte Niclas Wulf der erste Vorstand dieser Gesellschaft gewesen und es war fast selbstverständlich, daß er bei der jährlichen Neuwahl immer wieder hierzu erwählt wurde. Bei der diesmaligen Wahl geschah dies aber nicht, sein Name erhielt nur wenige vereinzelte Stimmen und mit großer Mehrheit war er von seinem Ehrenposten abgesetzt. Es dünkte den meisten Häuptern der angesehensten Geschlechter nicht passend, daß ein Handelsherr, der eine bedeutende Hypothekenschuld auf sein Haus habe eintragen lassen, noch fernerhin der Vorstand dieser ersten Gesellschaft der Stadt bleiben könne.

Als dem alten Herrn diese Nachricht mit der möglichsten Schonung hinterbracht wurde, da schwand noch einmal die geistige Stumpfheit und Ermattung, in welcher er die letzte Zeit verbracht hatte. Er raffte sich plötzlich zur früheren Kraft wieder auf und stolz und fest, wie in den Jahren seiner besten Jugend, war sein Auftreten. Seit einigen Wochen hatte er seine große Schreibstube im Vorderhause nicht mehr betreten gehabt und sich überhaupt um sein jetzt sehr verringertes Handelsgeschäft kaum mehr bekümmert, die Sorge dafür dem erprobten Claus fast allein überlassend. Jetzt waren alle seine Anordnungen wieder so durchdacht und den erfahrenen Kaufmann verrathend wie früher und in einer einzigen Stunde holte er die Versäumnisse von Wochen schnell nach. Dazu waren in den letzten Tagen mehrere sehr günstige Nachrichten theils aus Drontheim und Bergen, theils auch aus Bordeaux und Brügge eingetroffen. Ein Schiff, welches schon für verloren gehalten wurde, da man seit Monden nichts mehr davon gehört, war durch heftige Stürme bis weit in den Biscayschen Meerbusen verschlagen gewesen, jetzt aber glücklich in Bordeaux eingelaufen und der dortige Correspondent meldete, er könne nicht nur die Ladung, sondern auch das Fahrzeug selbst, dessen solider, aus dem besten Eichenholz

gezimmerter Bau allgemeines Aufsehen errege, zu hohen Preisen verkaufen und das Geld sofort in sicherer Anweisung auf Hamburg senden. In Brügge war eine Ladung Stockfische für Rechnung des Wulf-schen Hauses ebenfalls sehr gut verkauft und in Drontheim Waizen auch zu hohen Preisen abgesetzt worden. So schien es wirklich, als ob der frühere Glücksstern dem Wulf'schen Handelsgeschäfte noch einmal lächeln wolle. Wer war glücklicher darüber, als der alte Claus?! Alle Bestimmungen, die der Prinzipal nun traf, gingen übrigens darauf aus, das ganze Geschäft möglichst zu verringern, wenn nicht gar vollständig aufzulösen, und an alle seine Correspondenten ließ er die Weisung ergehen, möglichst nur zu verkaufen, nichts aber mehr zu kaufen. Wie gerne hätte der treue Obergeselle sich eine Frage deshalb an seinen Prinzipal zu machen erlaubt, doch lag ein so schweigsamer Ernst in dessen ganzem Wesen und alle seine Anordnungen waren so kurz und bündig, daß er sich kein Herz zu solchem Beginnen fassen konnte.

Der Zufall wollte auch, daß ein benachbarter Ritter, der schon lange ein Wohlgefallen an den sechs stolzen Hengsten, die der reiche Handelsherr in seinem Stalle hielt, gefunden hatte, heute wieder in das Haus trat und ein ansehnliches Gebot darauf that. Unter an-

deren Umständen hätte der Besitzer ihm einen entschiedenen Abschlag gegeben, denn diese edlen Rosse, von der besten mecklenburgischen Zucht, waren stets seine größte Freude gewesen; jetzt aber nahm er den Handel an und schon an demselben Nachmittag wurden die schönen Thiere aus dem nunmehr sehr verödeten Stall geführt; ebenso auch der zierliche milchweiße Zelter, der früher für Anna angeschafft und viel von ihr geritten war, der aber im letzten halben Jahre gänzlich unbenutzt gestanden hatte.

Am Abend dieses Tages war, aller Sitte gemäß, ein großer Festschmaus in der Trinkstube der Geschlechter, deren stolzes Gebäude die Ecke des Neumarktes und der Blutstraße bildete. Der abtretende ersten Vorstand übergab hierbei die Rechnungs-Papiere und die Kasse dem neuerwählten Vorstand, und da in damaliger Zeit nichts ohne den Klang der Becher geschehen konnte, so kreisten selbige an solchem Abend auch nicht wenig. Gar manches Jahr hatte Niclas Wulf als Vorsitzender des Vorstandes diesem Bankette, wobei Alles vereinigt war, was diese Stadt nur an vornehmen Persönlichkeiten enthielt, präsidirt.

Man hatte allgemein angenommen, daß der Handelsherr an dem heutigen Abend sein Ausbleiben unter

irgend einem Vorwande entschuldigen lassen werde, sich hierin jedoch geirrt.

Ohne ein Wort zu äußern, ließ er sich zur bestimmten Zeit von seinem langjährigen Leibdiener seine Festkleidung, die ganz aus schwarzem Sammet und Seide gefertigt war, anlegen. Auch eine schwere goldene Gnadenkette mit einer Schaumünze daran, die er einst als Geschenk des Kaisers erhalten hatte, da er Mitglied einer Gesandtschaft des Hansabundes bei einem Reichstag gewesen war, und die er nur bei den allergrößten Feierlichkeiten trug, prangte diesmal um seinen Hals.

Gar ritterlich war die Erscheinung des alten Herrn und würdevoll sein Auftreten, und doch lag eine gewisse Starrheit in seinem Auge, die seinem Leibdiener eine größere Besorgniß einflößte, als dies bisher nur die große Schwäche der letzten Zeit vermocht hatte. Es lag etwas Unnatürliches in dieser plötzlichen strammen Haltung nach so großer Mattigkeit, und man sah, daß nur eine seltene Kraft des Willens den Körper zu dieser unerhörten Anstrengung zu zwingen vermochte.

Einen auffallend zärtlichen, ja beinahe wehmüthigen Abschied nahm der Vater von seiner Tochter Anna. Die Entscheidnng gegen den Antrag des Rathsherrn

Cordes hatte das ohnehin schon geschwächte Mädchen so sehr angegriffen, daß sie seitdem wieder ihr Zimmer, ja selbst das Lager die meiste Zeit hüten mußte. So war es denn auch möglich gewesen, ihr die Aufnahme einer so bedeutenden Hypothekenschuld auf das Haus und die weiteren Folgen dieser Maßregel ganz zu verheimlichen.

Von zwei Laternenträgern und zwei bewaffneten Knechten als Eskorte geleitet, wie dies bei solchen feierlichen Gelegenheiten der Brauch den Häuptern der Geschlechter vorschrieb, schritt Herr Niclas Wulf durch die Straßen und trat in das Haus ein.

Gar mancher erstaunte Blick der anwesenden Gäste traf ihn bei seinem Eintreten, da Niemand sein Kommen erwartet hatte, doch mit gewohntem stolzen Gleichmuth beachtete er solches nicht weiter. Die Formalitäten der Kassenübergabe und der Besichtigung des Inventariums der Gesellschaft nahmen die erste Stunde in Anspruch. Mit gewohnter Ruhe verrichtete der jetzt abtretende Vorsitzende dabei seine Obliegenheiten und übergab Alles seinem neuerwählten Nachfolger, dem Handelsherrn Marten Veselin, doch sprach er dabei kein Wort mehr, als gerade nöthig war.

Bei dem nun beginnenden Bankette erheischte es die Sitte, daß der neue Vorsitzende den obersten, der

abtretende hingegen den untersten Platz an der Tafel erhielt. Da Niclas Wulf wohl über 10 Jahre lang immer wieder erwählt worden war, so hatte sich dabei der scherzhafte Gebrauch ausgebildet, daß man ihn stets zuerst nach dem untersten Platz führte, um dadurch anzudeuten, wie ihm dieser als dem Abgetretenen eigentlich gebühre, dann aber unter dem Schmettern der Trompeten und Pauken wieder von dort an das obere Ende der Tafel geleitete, damit er dort seinen Ehrenplatz von Neuem einnehme.

Die Aeltesten der Geschlechter waren ersichtlich in Verlegenheit, wie diesmal die Ceremonie vorgenommen werden sollte, da ja nun Herr Niclas Wulf als nicht wieder erwählt, den letzten Platz behalten mußte. Es fehlte nicht an heimlichem Kopfschütteln und Flüstern darüber und es gab gar Manche im Saale, die es dringend wünschten, daß der alte, von ihnen stets in Ehren und Ansehen hoch gehaltene Mann am heutigen Abend nicht erschienen sein möchte, um sich dieser Demüthigung, jetzt auf den so lange behaupteten ersten Platz verzichten zu müssen, nicht auszusetzen.

Das Gesicht des so zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit Gewordenen hatte jetzt alle Farbe verloren, sein Auge bekam immer mehr einen seltsamen stieren Ausdruck. Mit seinem gewöhnlichen

festen Tritt wollte er die sehr lange Tafel hinuntergehen, um den ihm nun gebührenden untersten Platz einzunehmen, als er plötzlich, ungefähr in der Mitte angekommen, einen heftigen Schrei ausstieß, zu taumeln und zu wanken anfing, gleich als wolle er sich daran stützen, mit beiden Händen den Tisch zu ergreifen versuchte und nun, bevor Jemand ihm noch zu Hülfe eilen konnte, laut dröhnend zu Boden stürzte, dabei im Fallen einen Theil der Tafel mit allen darauf stehenden Pokalen und Geschirren nach sich reißend. Ein heftiger Schlaganfall hatte ihn jählings getroffen. Die Aufregung seines Gemüthes über das, was ihm jetzt geworden, war zu groß gewesen, als daß der Körper noch längeren Widerstand dagegen zu leisten vermocht hätte. Eine allgemeine Bestürzung herrschte im Saale, man hob den bewußtlos daliegenden, laut röchelnden Niclas Wulf vom Boden auf, um ihm auf Stühlen ein besseres Lager zu bereiten, während ein Diener in Eile abgesandt wurde, den ersten besten Bader herbeizuschaffen, damit dieser ihm eine Ader schlagen möge. Der Zufall fügte, daß der Bader Peter Schmidt, der, sein Aderlaßzeug in der Tasche, eben von einem Geschäftsgang heimkehrte, diesem Boten zuerst begegnete und nun von diesem in die Gesellschaft geführt wurde. Zwar tra-

sen den als Führer der Lutheraner bekannten dicken Badermeister dort manche unwillige Gesichter der Papisten, allein die dringende Hülfe war zu erforderlich und so mußte man sich schon nothgedrungen seiner bedienen. Der Aderlaß brachte den Kranken zuerst wieder zur Besinnung, sein erster Blick traf den über ihn gebeugten wohlbekannten Peter Schmidt und mit Abscheu wollte er ihn mit der Rechten von sich stoßen. Allein vergebens. Der Schlag hatte ihm die ganze rechte Seite, wie auch die Zunge vollständig gelähmt; er blieb für immer ein hülfloser stummer Krüppel, der sich weder bewegen, noch einen Laut, außer einigem dumpfen Geröchle, von sich geben konnte.

Als solchen brachte man den sonst so stolzen mächtigen Handels- und Rathsherrn Niclas Wulf denn auch auf einer Tragbahre in sein Haus. Der Vorfall hatte die Anwesenden im Saal übrigens so tief erschüttert, daß an eine Fortsetzung des Banketts nicht weiter gedacht werden konnte. Stumm und in ernste Gedanken versunken oder in kleinen vertrauten Gruppen leise plaudernd, verließen bald Alle das Geschlechterhaus.

Als am Abend der arme gelähmte Mann in sein Haus getragen war und Anna das furchtbare Schicksal ihres Vaters erfahren hatte, da warf sie sich im

ersten wilden Schmerz lautschluchzend an seinem Lager nieder und bedeckte seine Hände mit heißen Küssen und Thränen. Noch in der Nacht wurden die hochberühmtesten Doctoren und Professoren der Heilkunde, welche die Stadt und deren Hochschule nur besaß, an das Lager des Kaufherrn zu einer gemeinsamen Consultation zusammenberufen. Zwar zankten sich diese Herren zum Theil nicht wenig, führten auch lange gelehrte Disputationen in lateinischer Sprache und wandten die verschiedenartigsten Mittel, welche die damalige Arzneikunde nur kannte, an, allein Alles war vergeblich; es half Nichts und die Lähmung und die Stummheit wollten nicht wieder weichen.

Als Anna erst die völlige Gewißheit über diesen Zustand des Vaters und dessen vollständige Hoffnungslosigkeit erhalten hatte, da verlieh ihre tiefe Religiosität ihr die Kraft, auch diesen harten Schlag mit seltener Ruhe zu tragen. Von nun an lebte sie nur für den Kranken, war unermüdlich in dessen Pflege, wich kaum bei Tag wie Nacht auf Stunden von seinem Lager und was nur die Liebe einer Tochter zu ersinnen vermochte, um dessen hülflosen Zustand so erträglich wie möglich zu machen, geschah gewiß. Das Bewußtsein aber, daß sie jetzt eine strenge Pflicht zu

erfüllen habe, stärkte ihren schwachen Körper mit wunderbarer Ausdauer und so hinfällig und kränkelnd sie auch in der letzten Zeit gewesen war, so kräftig fühlte sie sich jetzt.

Ein ganzes Jahr hindurch mußte Niclas Wulf stumm und gelähmt auf seinem Lager verbringen, wobei sein Geist im Uebrigen die völlige Klarheit behielt. Er hatte sich geübt, mit der linken Hand einige schwache Buchstaben auf ein Pergamentblatt zu kritzeln, so daß er dadurch wenigstens einigermaßen seinen Willen andeuten konnte. Auf diese Weise leitete er auch die Auflösung seiner Handlung. Manche Glücksfälle hatte solche in der letzten Zeit noch gehabt, so daß nicht allein die auf dem Hause haftende Hypothekschuld sehr bald wieder getilgt, sondern auch noch eine ziemliche Summe, die freilich mit dem früheren Wulf'schen Vermögen in keinem Verhältniß stand, übrig bleiben konnte. Er theilte sein Vermögen in drei Theile, von denen der eine für alle seine alten Handlungsgesellen und Diener bestimmt war, während Anna und Martin je einen andern Theil erhielten. Von einer Aussöhnung mit seinem Sohne Hinrich wollte der Kranke bis zu seiner Sterbestunde nichts wissen und wies jede Bitte Anna's, die ihn dazu zu bewegen suchte, mit der festen Unbeugsamkeit, die ihn

sein ganzes Leben beherrscht hatte, zurück. Ebenso durfte der Pater Rothstein oder irgend ein anderer Dominikanermönch vom Kloster zu St. Johannis sein Haus nicht wieder betreten, wie er auch das dem Kloster gemachte Legat ausdrücklich in seinem Testamente widerrief, so empört war er darüber gewesen, daß sich der Prior de Senkis damals hatte von dem Rathsherrn Cordes überreden lassen, ihm den Wulfschen Schuldschein zu überliefern. Es war dies der Grund zu einer tiefen gegenseitigen Erbitterung, die zwischen den früheren Freunden, dem Rathsherrn Cordes und dem Pater Rothstein, entstand und gar manche ärgerliche Scene veranlaßte.

Gerade an dem Jahrestage seines ersten Schlaganfalles machte ein zweiter Schlag dem Leben des Niclas Wulf ein Ende und erlöste ihn so von seinen, stets mit der größten Standhaftigkeit getragenen Leiden. Mit allem festlichen Gepränge, welches bei dem Leichenbegängniß eines früheren Rathsherrn und Hauptes eines angesehenen Geschlechtes damals zur Schau getragen wurde, ward seine Leiche in dem Erbbegräbniß der Wulf'schen Familie in der Kirche zu St. Marien bestattet. Die ganze strengkatholische Parthei im Rath wie in der Bürgerschaft der Stadt ließ es an äußeren Demonstrationen hierbei nicht fehlen, um

zu zeigen, wie sehr sie die vielen Verdienste des Verstorbenen für ihre Sache zu schätzen gewußt habe. Diese entschiedene katholische Feierlichkeit der Beerdigung gestattete es auch dem Sohne Hinrich Wulf nicht, dem Sarge seines Vaters zu folgen, wie er dies sonst so gerne gethan hätte.

Wenige Wochen nach der Beerdigung des Vaters nahm Anna in dem Kloster der Beguinen, einer Art von barmherzigen Schwestern am Beguinenberg, den Schleier und vermachte diesem Kloster auch ihr Erbtheil, welches nach dem Verkauf des Hauses an 40,000 Mark Lübisch betrug. Mit rastloser Thätigkeit widmete sie sich der Pflege der Kranken und der Sorge der Armen. Keine Nacht war ihr zu dunkel, kein Wetter zu rauh und keine Krankheit zu ekelhaft oder ansteckend, wenn es galt, ihre Hülfe einem schwer Erkrankten zu bringen. Die Kraft ihres Geistes und die Stärke ihrer Frömmigkeit überwanden die Schwäche des Körpers und so leistete sie in dieser freiwilligen Krankenpflege das Höchste.

Das Jahr 1530 sollte ihre fromme Thätigkeit auf eine außerordentlich harte Probe stellen. Eine großartige Krankheit, der „englische Schweiß" genannt, die mit einem Schiffer aus England eingeführt war, brach in der Stadt aus und richtete die größten Ver-

heerungen an. Oft in 12 bis 16 Stunden starben die davon Befallenen schon und alle Heilmittel zeigten sich nutzlos. Tag und Nacht rasselten die Leichenwagen durch die Straßen und das Geläute der Todtenglocken bimmelte so unaufhörlich, daß zuletzt durch einen eigenen Rathsbeschluß jedes Geläute, selbst bei der vornehmsten Leiche, während der Dauer dieser schrecklichen Seuche, die innerhalb eines Monats an 400 Personen hinraffte, eingestellt werden mußte. Auf allen freien Plätzen, ja selbst vor vielen Häusern brannten beständig hochflammende Feuer, die vorzugsweise mit Wachholdersträuchen, Kienholz und anderen starkschwälenden Brennstoffen unterhalten wurden, da man hoffte, durch deren Rauch die Luft zu reinigen und die Gefahr der Ansteckung zu verringern.

Und mitten in dieser Schreckenszeit, wo viele wohlhabende Personen aus der so schwer heimgesuchten Stadt flüchteten und selbst manche Familienglieder in schnöder Angst vor Ansteckung die Pflege der erkrankten Ihrigen versäumten, schritt Anna gleich einem Engel des Friedens unermüdlich bei Tag und Nacht von Krankenbett zu Krankenbett, überall geistigen Trost und leibliche Stärkung bringend. Was sie in der Art jetzt Alles leistete, grenzte wirklich an das Wunderbare und nur die schwärmerische Begeisterung für

ihren hohen Beruf vermochte ihr die Kraft hierzu zu verleihen.

Der letzte Kranke, den sie tröstete und verpflegte, war der Rathsherr Cordes. Er hatte die Tochter eines sehr reichen und angesehenen Geschlechtes in Wismar vor einigen Jahren geehelicht und in dem von ihm angekauften Wulf'schen Hause ein großartiges Getreidegeschäft gegründet. Als diese seuchartige Krankheit in Rostock ausbrach, sandte der Rathsherr seine Frau fort aus der Stadt und wollte auch persönlich nach Beendigung einiger dringenden Handelsgeschäfte ihr nachfolgen. Inzwischen erkrankte er selbst und da sein meistes Hausgesinde theils ebenfalls von der Pest ergriffen, theils geflohen war, so lag er in dem großen verödeten Hause fast gänzlich verlassen und jeglicher sorgsamen Pflege entbehrend. Als Anna dies erfuhr, säumte sie keinen Augenblick, seine Pflege zu übernehmen, und wenn sie auch den Schwererkrankten nicht mehr zu retten vermochte, so brachte sie ihm doch reichen geistigen Trost und eine große Linderung seiner Leiden. Die letzten sechs Stunden wachte sie unausgesetzt bei ihm, war die einzige Zeugin seines Sterbens und konnte seiner Leiche die gebrochenen Augen zudrücken. Aber den Keim des Todes trug sie von diesem Krankenlager mit davon. Schon am nächsten Tage

wurde sie auf das Heftigste von dieser Seuche befallen und hauchte wenige Stunden darauf ihre reine Seele aus.

Die Armen und Kranken in Rostock verloren ungemein viel an der bleichen frommen Schwester Anna und noch manches Jahr hindurch stand ihr Andenken in hoher wohlverdienter Ehre bei Allen, die sie gekannt hatten.

Drittes Capitel.

Die Vermählung des Magisters Joachim Slüter.

In ihrem behaglichen kleinen Erkerstüblein saß Jungfer Suse allein in so tiefe, ernste Betrachtungen versunken, daß sie es gar nicht einmal gemerkt hatte, wie die Dämmerung des Abends schon ganz beträchtlich die Helle des Tages verdunkelte. Es waren schmerzlich-ernste und doch wieder auf der anderen Seite freudig-schöne Gedanken, welche die Brust des geistig hochstehenden und doch körperlich äußerst verunstalteten Mädchens so stark bewegt hatten. Ihrer eigenen, innigen Liebe für Slüter, die als tiefes Geheimniß seit Jahren in ihrem Herzen ruhte, hatte sie nunmehr für immer gänzlich entsagt und dafür den festen Entschluß gefaßt, es dahin zu bringen, daß der Magister Cäthe Gelent baldigst vor

den Traualtar führen solle. Das Auge der Liebe sieht ja stets am Schärfsten und so war es Jungfer Suse denn schon längst zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß Slüter für das frische, anmuthige Schneidertöchterlein eine wahre und nachhaltige Neigung hege. Im Anfang hatte sie freilich nur geglaubt, es sei dies ein flüchtiges Wohlgefallen, welches der stille, ganz in den hohen Ernst seines Berufes versunkene Mann für das hübsche Mädchen empfinde, allmälig aber war ihr die Ueberzeugung geworden, daß ein höheres und festeres Gefühl für diese seine Brust erfülle. Daß aber ihre Freundin Cäthe solche Neigung theilte und wirklich von einer Art Schwärmerei für Slüter ergriffen war, hatte ihr schon längst nicht mehr entgehen können. Das sonst so lustige, sich ihrer achtzehn Jahre im vollen Frohsinn der Jugend erfreuende Mädchen war in letzter Zeit ganz auffällig ernst und nachdenkend geworden und ließ, wenn sie sich unbemerkt wähnte, ihr Köpfchen gar tief hängen. Wie erglühte ihr Gesicht aber, wenn sie nur den Namen Slüter vernahm, und helle Freude erglänzte aus ihrem klaren Auge, hörte sie dessen Lob mit warmer Zunge verkünden. Befand sie sich aber zufällig einmal in Gesellschaft des so hoch verehrten Mannes, so war sie von ungewöhn-

licher Stille und Befangenheit und ihr sonst so bewegliches Mündchen schwieg beständig, oder gab nur leise und verschämte Antworten. Glaubte sie sich aber unbeobachtet, dann ruhten ihre Blicke fast ausnahmslos auf dem geliebten Mann mit einer Innigkeit, wie sie solche gewiß für keinen Anderen, und wäre es auch der stolzeste Junker gewesen, jemals empfunden haben würde. Alles dies hatte Jungfer Suse, die ihr Auge überall hin wendete, schon längst bemerkt und so nun endlich sich entschieden vorgenommen, so weit es in ihren Kräften lag, dahin zu wirken und zu streben, daß des Priesters Hand den Herzensbund dieser beiden Menschen bald einsegne. Daß es dabei wohl einige Hindernisse noch zu besiegen geben dürfte, verhehlte sie sich in ihrem klugen Sinn keineswegs. Es war eine unerhörte, bisher in Mecklenburg noch niemals vorgekommene Neuerung, daß ein angestellter Prediger, der nach den Bestimmungen des Papstes zum Cölibat verurtheilt war, vor den Traualtar treten und sich eine Ehefrau nehmen wollte, und voraussichtlich würde solche Handlung im ganzen Lande das größte Aufsehen erregen und den Gegenstand der heftigsten Beschuldigungen bilden. War es doch noch sehr zweifelhaft, ob ein hoher Rath der Stadt seine Genehmigung zu dem unerhörten Ereigniß der Ver-

heirathung eines Predigers ertheilen möchte. Und wenn auch Slüter selbst allen diesen Stürmen kühn die Stirne bieten konnte, so war es für seine Braut und künftige Frau kein geringes Opfer, den vielen Vorurtheilen zu trotzen, die eine solche Ehe allgemein erregen würde. Selbst die Einwilligung des ehrsamen Gewandschneiders Joachim Sievers war nicht ganz unzweifelhaft. Zwar war Meister Sievers ein treuer Lutheraner, aber dabei zugleich auch ein Bürger, der sehr streng auf seine Bürgerehre und den unbefleckten Ruf seines Hauses hielt, und wenn er erfuhr, daß die gesammte katholische Partei der Stadt die Verbindung seiner Tochter mit einem Geistlichen nur für ein Concubinat halten und jene dadurch für eine liederliche Person in ihren Augen erscheinen würde, so stand bei seinem ganzen, etwas ängstlichen Charakter zu besorgen, daß er sich ähnlichen Vorwürfen nicht preisgeben und daher seine väterliche Genehmigung versagen würde. Dazu war die äußere Stellung Slüters dürftig und seine Einnahme als jüngster Prediger so gering, daß sie kaum für den allerbescheidensten Haushalt hinreichen konnte. In dieser Hinsicht wäre Cäthe Gelem freilich ein passende Frau für ihn gewesen, da sie ein, für die damaligen bürgerlichen Verhältnisse nicht ganz unbedeutendes mütter=

liches Erbtheil besaß. Aber auch das stets bedrohte Leben des muthigen Verkünders der Reformation und die vielen offenen wie geheimen Angriffe, denen er stets ausgesetzt war, konnten für eine Frau gerade nichts Verlockendes haben, dieselben mit ihm zu theilen. Noch in jüngster Zeit wieder hatte man durch heimlich zugeworfene vergiftete Fleischstücke in der Nacht einen seiner beiden großen Hofhunde getödtet und eine Meuchelmörderbande war dann schon in den Hof gedrungen, von der glücklicher Weise aber rechtzeitig ermunterten Wache wieder verjagt worden (historisch). War ein so bedrohtes Haus daher wohl dazu geeignet, ein Sitz glücklicher und ruhiger Häuslichkeit zu werden?

Und dennoch trotz aller dieser Bedenklichkeiten, die sie sich nicht verhehlte, schien es der Jungfrau Suse ein Gott wohlgefälliges Werk zu sein, eine Eheverbindung Slüters mit ihrer lieben kleinen Cäthe so viel wie möglich zu befördern. „Es wird zum Glück Beider hienieden auf Erden gereichen und gar für Slüter selbst wird eine wohlgeordnete Häuslichkeit an der Seite einer geliebten Frau ein Ersatz für die vielen Opfer und schweren Entbehrungen, die er bisher in seinem starkgeprüften Leben zu ertragen hatte, bilden," sprach sie zuletzt zu sich selbst und nahm dem-

gemäß sich vor, von nun an auch danach zu handeln.

Das Erste, was Suse nun that, war, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um mit dem Magister Slüter offen über diese Angelegenheit zu reden. Schien es ihr doch frevelhaft, vielleicht gar Hoffnungen in dem Herzen Cäthes zu erwecken, wenn doch keine sichere Aussicht zu deren baldiger Erfüllung vorhanden war. Als Slüter von der Jungfer Suse in dieser Absicht angeredet und dadurch gleichsam in die Nothwendigkeit versetzt wurde, dieser das süße Geheimniß seiner innigen Liebe zu dem Schneidertöchterlein, was er bis dahin tief in seiner Brust verborgen, sich selbst kaum zu gestehen gewagt hatte, zu enthüllen, da wollte anfänglich fast eine gewisse Befangenheit ihm die Zunge fesseln. Als er aber in das klare Auge seiner mehrjährigen, vielbewährten Freundin blickte und erwog, wie selbige in Freude wie Leid ihm stets getreulich gerathen und so manche schwere Sorgen, die ihn bedrückten, mit tragen geholfen hatte, da schwand auch seine augenblickliche Schüchterheit bald gänzlich, und er fühlte sich förmlich froh, das, was ihn selbst so oft schwer gequält hatte, einem anhänglichen Menschen offenbaren zu können, und in feurigen Worten schilderte er nun seine heiße Liebe,

die er für Cäthe Gelem fühle und wie es sein höchster Wunsch sei, sie als seine Ehefrau heimführen zu dürfen. Wohl zuckte bisweilen, bei dieser begeisterten Schilderung seiner Liebe für eine Andere, ein jäher Schmerz durch das Herz der armen Suse und es war ihr, als schimmere eine Thräne in ihrem Auge, aber mit ihrer ganzen Kraft wußte sie dies aufsteigende Gefühl zu unterdrücken und als der Magister geendet, sprach sie mit ihrer gewöhnlichen klaren Stimme: „Habt Dank für Euer Vertrauen zu mir und seid versichert, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, dazu thun werde, daß Ihr wo möglich bald Euer heißersehntes Ziel erreichen möget. Daß Cäthe aber Euch wieder liebt, glaube ich Euch versichern zu können. Kommt am nächsten Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienst zu mir in unsern Hausgarten, ich will dann die Cäthe einladen und Euch Gelegenheit geben, ein vertrautes Wörtlein mit ihr ganz allein sprechen zu können, da mögt Ihr Euren Antrag vorbringen, vorbereiten will ich sie schon darauf."

Eine gar angenehme Rede war dies für den Magister und aufrichtig lautete sein Dank dafür gegen deren Sprecherin. Mit welcher Spannung erwartete er nun die bestimmte Stunde am Sonntag Nach-

mittag. Sogar bei seinen Vorbereitungen zu seinen Predigten trat ihm mitunter das liebliche Gesichtchen der holden Maid, um deren Hand er jetzt zu werben gesonnen war, entgegen und, was bisher weder alle Angriffe seiner Feinde, noch gar die Gefahren, die selbst seinem Leben drohten, vermocht hatten, das vermochte jetzt die Liebe, sie zerstreute seine Gedanken bei seinen Arbeiten für die Förderung der Reformation. Und doch sollte, nach dem einstimmigen Urtheil Aller, Slüter niemals begeisterter gepredigt und seinen Worten einen innigeren, zu den Herzen Aller dringenden Klang verliehen haben, als an jenem Sonntag, da er um die Hand der Geliebten anhalten wollte. Wußte er doch, daß auch diese sich unter seinen Zuhörerinnen befinde, und hatte daher das frohe Gefühl, daß seine Predigt auch von ihr gehört und tief in ihre Seele eindringen würde. Solche Ueberzeugung konnte schon seine Begeisterung auf den höchsten Grad steigern.

Nach beendigtem Nachmittagsgottesdienst lud Suse ihre Freundin Cäthe zu einem Besuch in das Hausgärtlein ein und eröffnete ihr daselbst, wie der Magister Slüter eine aufrichtige Liebe für sie hege, sie zu seiner Ehefrau begehre und in der nächsten Stunde

schon selbst hier erscheinen werde, um persönlich Herz und Hand von ihr zu erbitten.

Gleich der Purpurrose, die hinter ihrem Sitz in dem Gebüsche glühte, färbte sich das Gesicht des jungen Mädchens bei diesen Worten Suses. Ihr Busen hob sich von der Macht der Gefühle, die ihn bewegten, ihre Augen füllten sich mit heißen Thränen der Freude und sie warf sich um den Hals der älteren Freundin und rief:

„Slüter liebt mich also wirklich, will mich zu seiner Ehefrau erheben — oh sag', Suse, ist dies denn auch die volle Wahrheit und treibst Du nicht einen losen Spott mit mir armen Mädchen?!"

„Könntest Du wohl eine solche Leichtfertigkeit mir zutrauen!" antwortete diese ernst. „Sag aber, Cäthe, liebst Du denn auch den Magister wirklich wieder?" frug sie weiter.

„Ob ich ihn liebe? wer kann diesen herrlichen Mann, der heute wieder in einer solchen Kraft und Begeisterung des Glaubens auf der Kanzel stand, daß ich unwillkürlich einen jener herrlichen Apostel unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, wie die Bibel sie uns schildert, in ihm zu sehen glaubte, nicht lieben?! Als seine Magd wollte ich gerne ihm dienen, könnte ich dadurch täglich seinen Worten

lauschen," antwortete förmlich begeistert das junge Mädchen.

„Kleine Schwärmerin," lächelte Suse, und doch zuckte es dabei wehmüthig in ihrer Brust. „Ich will Dich jetzt allein lassen, daß Du Deine Gedanken besser sammeln magst," und damit drückte sie noch einen recht liebevollen Kuß auf die Stirne der liebenden Freundin und verließ den Garten. Bedurfte sie doch selbst der Sammlung, denn bei all ihrer edelmüthigen Aufopferung mußte es doch auch für sie eine gar schwere Stunde sein, in der ein Mann, den sie selbst mit voller Kraft liebte, durch ihre Vermittelung veranlaßt, um die Hand einer Anderen warb.

Glücklicher Weise sollte die Zeit der Spannung, in welcher Cäthe jetzt im Garten zurückblieb, nicht allzu lange dauern. Die Gartenthür öffnete sich und herein trat Slüter, dessen Kommen von ihr so heiß ersehnt und doch auch zugleich wieder so sehr gefürchtet war. Vor Befangenheit das sonst so heitere Auge zu Boden gesenkt, das Gesicht abermals hocherglühend, wollte Cäthe dem Eintretenden entgegeneilen, doch versagten ihre Füße den Dienst und sie mußte sich auf die Lehne der Bank in der Hollunderlaube, auf welcher sie soeben gesessen hatte, stützen.

Mit raschen Schritten näherte sich Slüter der

Jungfrau und ihre Hand erfassend und an sein klopfendes Herz drückend, flüsterte er: „Und ist es denn wahr, Jungfer Katharine, daß Ihr meine Gefühle der innigen Liebe zu Euch wieder theilet, daß auch in Eurem Herzen ein Raum für mich bleibt und Ihr in der That einwilligen wollt, vor dem Traualtar die Hand mir zu reichen und als meine treue Ehefrau alles Glück wie Wehe, was der Schöpfer in seiner Allweisheit uns bescheert, für dies fernere Erdenleben mit mir gemeinsam zu theilen?"

So leise er auch diese Worte sprach, so voll und herrlich ertönte doch ihr Klang dem Mädchen. Ein kaum gehauchtes „Ja", dem aber ein inniger Druck ihrer Hand eine vermehrte Kraft verlieh, war ihre Antwort.

„Oh, wie unsagbar beglückt mich dies Ja," rief Slüter — „und doch, Jungfer Katharina, halte ich es jetzt in diesem Augenblick für eine Pflicht der Ehre, Euch auf die vielen Beschwerden, ja selbst Gefahren, die Eure Ehe mit mir Euch sicherlich bringen würde, besonders aufmerksam zu machen. Der Haß der papistischen Partei würde von Neuem hoch aufflammen, wenn ich, ein Prediger der Kirche, mir ein Weib nehmen und dadurch das hochmüthige Gebot ehrsüchtiger Päpste, welches alle Priester zum Cölibat ver-

dammt, geradezu verletzte. Von all dem Geifer, den meine Feinde gegen mich ausspeien würden, würd' auch ein Theil Euch mit beschmutzen und viel Unangenehmes würdet Ihr zu erdulden haben. Dazu ist mein kleines dürftiges Pfarrhaus an dem Kirchhofe zu St. Petri leider kein Sitz des Friedens und der Ruhe. Die Rachlust der erbitterten Feinde, die ich mir durch mein Auftreten für die reine und wahre Lehre Luthers hier in Rostock erwarb, hat schon wiederholt mordlustige Anfälle auf mein Leben erzeugt und mannigfache Gefahren bedrohen mich nur zu oft. Zwar schützt mich jetzt des Herzogs Heinrich strenger Befehl an den hohen Rath in dieser Stadt; sollte dieser Fürst jedoch mir seine Gunst entziehen oder eines frühen Todes erbleichen, so wäre es nur zu wahrscheinlich, daß ich als ein heimathloser Flüchtling aus den Mauern dieser Stadt weichen müßte. — Alles dies dürfte Euch an meiner Seite erwarten, wie ich Euch nicht zu verhehlen für meine heilige Pflicht halte, und so mögt Ihr nun, nachdem Ihr Alles gehört, Eure Entscheidung treffen,“ schloß er seine Rede, erwartungsvoll sein großes, ernstes Auge auf das vor ihm stehende Mädchen heftend.

Höher richtete sich bei dieser Rede deren Gestalt auf, freier ward ihr Blick und immer mehr schwand

ihre anfängliche Schüchternheit. Als Slüter zu sprechen aufhörte, da strahlte eine edle Begeisterung aus ihrem Antlitz und frei und klangvoll tönte die Stimme, mit der sie sprach: „Alles, ja Alles, Noth und Elend, Feindschaft und Verfolgung will ich gerne mit Euch theilen, in trüben und bösen, wie guten Stunden treu an Eurer Seite stehen und Euch hegen und pflegen wie einen köstlichen Schatz, den ein gütiges Geschick mir beschieden, und was da auch kommen und welche Gefahr uns umdräuen möge, stets wird es mein höchster Stolz sein, daß Eure Wahl mich so hoch geehrt und Ihr mich zu Eurem Weibe erwähltet!“

Wie eine Heldin, so stolz und kühn stand in diesem Augenblicke Katharina Gelem, das anmuthige Schneidertöchterlein aus Rostock, da.

Von dem Sturme seiner Gefühle hingerissen, umschlang aber Slüter jetzt ihre schlanke Gestalt und den ersten Kuß der warmen Liebe eines reinen Herzens drückte er auf die rosigen Lippen der Jungfrau. Herz an Herzen schlossen sich jetzt Beide, ein Glück, wie sie es kaum für möglich in diesem Leben hienieden gehalten hätten, in ihrer Brust empfindend. Und nur das Vöglein, was droben im Hollunderbusch den anbrechenden Frühling mit anmuthigem Gesang begrüßte, war ein Zeuge dieser seligen Stunde, denn in weiser Vorsicht hatte

Suse schon Bedacht darauf genommen, daß vorerst kein fremder und unberufener Fuß den Garten betreten konnte.

Noch längere Zeit saß das glückliche Brautpaar jetzt auf der harten, schmalen Holzbank in der Laube in trautem Gespräch über die Zukunft, und welch' reichen Schatz sie gegenseitig in ihrer innigen Liebe zu einander gefunden hätten, fühlten sie nun so recht erst in seiner vollen Stärke.

So schnell verstrich ihnen die Zeit bei ihren trauten Plaudereien, daß sie es kaum bemerkten, wie ein rosiger Schein der untergehenden Sonne schon das kleine Stück Himmel, welches über dem Garten sich wölbte, zu färben begann und der muntere Gesang der Vögel nach und nach fast ganz verstummte. Die freundliche Stimme Suse's, deren Schritte auf dem Sandweg Beide gänzlich überhört hatten, störte sie zuerst in ihrer stillen Freude.

„Also ein Brautpaar in bester Form sitzt hier vor mir und schon so im Kosen tief versunken, daß es mein Kommen gar nicht einmal bemerkt, obgleich ich schier ärger, als unser plumpster Badeknecht, der dicke Hans, auftrapste," scherzte Suse, deren Gesicht bleicher, als gewöhnlich, aussah. Ein aufmerksamer Beobachter würde darin zu erkennen vermocht haben,

daß sie den schweren inneren Kampf der gänzlichen Entsagung ihrer Liebe für immer in diesen letzten Stunden durchgemacht hatte. Das köstliche Bewußtsein, ein edles Werk gethan und durch eigene Selbstaufopferung das Glück zweier Liebenden gefördert zu haben, strahlte dabei aus ihrem Auge.

Etwas verwirrt freilich, daß sie so bei ihrem Gekose überrascht wurden, erhob sich das Brautpaar, doch faßte Slüter sogleich die Hand der Jungfer Suse und die Worte, die er sprach: „Sieh, mein holdes Bräutlein, hier die treueste und beste Freundin, die ich außer Dir nur noch auf Erden besitze. Hege und pflege die Freundschaft dieses edlen Mädchens für unser künftiges Haus als einen gar köstlichen und seltenen Schatz,“ drückten die Gefühle aus, die sein Inneres bewegten.

Schweigend, im Vollgefühl ihres unendlichen Glückes, warf sich Cäthe aber um den Hals ihrer als so echt bewährten Freundin, verschämt in deren Ohr lispelnd: „Oh, lieb' Suse, wie unendlich bin ich beglückt. Welch ein Mann ist dieser Slüter!“

Es war vielleicht gut, daß schon die Abenddämmerung alsbald in dem von hohen Häusern eingefaßten Stadtgärtlein so tief hereingebrochen war, um den

Schmerz, der bei diesem Lob Slüters über Suses Gesicht zuckte, zu verschleiern.

Von der Tochter schon im Voraus über das, was an diesem Nachmittag in seinem kleinen Garten vorgegangen war, unterrichtet, kam jetzt auch der dicke Badermeister angegangen. Gar herzlich waren seine Glückwünsche an das Brautpaar und seine Rede: „Ja, mein verehrter Herr Magister, das ist gar wohlgethan von Euch, daß Ihr Euch ein so schmuckes Bräutlein zugelegt habt, die, will's Gott, um Jahr und Tag schon Eure ehrsame Ehefrau ist und das Hausregiment sehr wacker führen wird," war aufrichtig gemeint. „Nehmt Euch nur in Acht, daß Ihr später in Eurer Ehe nicht gar zu sehr unter den Pantoffel kommt, denn so ein hochgelahrter Herr Ihr auch immerhin seid und so festen Muth Ihr Euren Feinden gegenüber beweiset, die kleine Cäthe hier hat gar ein starkes Köpfchen und einen Sinn, der sich so leicht nicht beugen läßt. Das kann ich, als ihr Pathe, am Besten bezeugen," scherzte er weiter.

In gemüthlich-verständigem Gespräch blieben Alle nun noch ein Stündlein in der Stube des Baders beisammen. Aus seinem besten Weinfaß hatte der wohlbehäbige und dabei sehr gastfreie Mann einen frischen Trunk heraufbringen lassen und mit den hell-

glänzenden Zinnbechern ward gar herzlich auf die Gesundheit des jungen Brautpaares angestoßen.

Dabei ward nun ausgemacht, daß Peter Schmidt schon am nächsten Morgen in aller Frühe zu seinem Gevatter, dem Gewandschneider Joachim Sievers, bei dem er viel galt, gehen, und diesen auf die Werbung Slüters um die Hand seiner Stieftochter Katharina vorbereiten solle, worauf dann am Mittag der Bräutigam selbst seinen feierlichen Antrag machen wollte.

Ein glückliches Gefühl war es für die Verlobten, als sie um die zehnte Abendstunde im Schmidtschen Hause von einander Abschied nahmen. Wußte doch Jeder von ihnen, daß er jetzt ein treues, starkes Herz gefunden habe, was in inniger Liebe für ihn schlüge, und welch' köstlicheres Glück, als dies, kann wohl einem edlen Menschen hienieden beschieden sein? So erregt war Slüter von dem Ereigniß des heutigen Abends und ein solcher Sturm von seligen Gefühlen schwellte die Brust ihm an, daß er, alle Vorsicht vergessend, noch in später Stunde einen langen, einsamen Spaziergang am Strande der Warnow unternahm und, zum nicht geringen Schrecken seiner treuen Wächter, die schon einen heimlichen Ueberfall und eine Ermordung befürchtet hatten, erst um die Mitternachtsstunde nach Hause zurückkehrte.

Als am nächsten Morgen frühzeitig der Badermeister dem kleinen Gewandschneider Sievers einen Besuch abstattete, da war dieser schon gleich sehr darüber erstaunt, seinen dicken Gevatter, der zu solcher Stunde nicht gerne sein Haus verließ, wenn ihn nicht Geschäftsgänge dazu veranlaßten, bei sich eintreten zu sehen. Noch mehr aber wuchs dieses Erstaunen, als der Besuch sich bald als einen Brautwerber, der im Auftrage des Magisters Slüter um die Hand von Cäthe anhielt, zu erkennen gab. Zwar galt Meister Joachim Sievers für einen eifrigen Anhänger der neuen Lehre und Slüters, und doch runzelte er anfänglich die Stirne sehr kraus und zog sein spitzes, hageres Gesicht in tiefe Falten, als er diesen Antrag vernahm. Daß ein Prediger einer Kirche heirathete, war ein bisher unerhörter Fall, der in ganz Rostock das größte Aufsehen machen mußte, und wenn Sievers als Lutheraner auch weiter keine Sünde hierin sah, so wollte er doch nicht, daß sein eigenes Kind hier den Anfang machen solle. Er äußerte gar manche und ernste Bedenklichkeiten hiergegen und hegte eine große Scheu vor den giftigen Klatschereien, die jedenfalls deshalb auch über Cäthe sich verbreiten würden. Auch über die dürftige Besoldung und die geringe Sicherheit des Amtes, welches Slüter bekleidete, ver=

hehlte er seine Besorgnisse nicht und meinte schließlich, daß, unbeschadet aller seiner Verehrung für den Magister als trefflichen Prediger, ein ansässiger, wohlhäbiger Zunftmeister ihm doch zum Eidam weit erwünschter, als Ersterer, sein würde.

So leicht freilich ließ sich der Bädermeister Peter Schmidt als Brautwerber nicht zurückschrecken. Seine Rede war gewandter und sein Geist kräftiger, als dies bei dem Gewandschneider der Fall, und so wußte er denn bald dessen Ansichten sehr bestimmt zu widerlegen und ihn zur Annahme seines Antrages geneigt zu machen. So war danach das Ergebniß dieser Unterredung, daß schließlich der kleine Sievers sich ganz bereit erklärte, der Werbung des Magisters Slüter um seine Katharina ein geneigtes Gehör zu schenken, und für den morgenden Tag die Stunde bestimmte, in welcher er selbige entgegennehmen würde. Schmunzelnd und sich vergnüglich die Hände reibend, verließ der befriedigte Brautwerber wieder das Haus, indem er vor sich hinmurmelte: „Das wäre also auch wieder erreicht, obgleich dieser Ziegenbock von Schneider sich anfänglich wirklich den Schein geben mochte, als genüge sogar ein Mann wie Slüter ihm nicht einmal zum Eidam. Müßte das stolzeste Geschlechterhaus in unserer ganzen Stadt Rostock sich eigentlich

doch hoch geehrt fühlen, wenn ein so gelehrter und frommer Mann, wie unser Prediger, es mit solchem Antrage beehrte. Wäre nur meine Suse nicht leider so krumm und buckelig, welche Freude und Ehre hätte es für mich sein sollen, wenn unser großer Reformator der Kirche in Mecklenburg um ihre Hand bei mir angehalten. — Doch daraus konnte ja leider nichts werden," seufzte er ganz traurig.

Und als nun am Mittage zur bestimmten Stunde der Magister Slüter, in der von damaliger Sitte genau vorgeschriebenen, etwas ceremoniellen und feierlichen Art bei dem Zunftmeister der Gewandschneider, Joachim Sievers, um die Hand von dessen Stieftochter, der ehr- und tugendsamen Jungfer Katharina Gelem, anhielt, da bekam er von dem Vater keine abschlägliche Antwort mehr, sondern eine unbedingte Annahme. Auch die liebliche Cäthe ward jetzt hereingerufen, und ganz in genau vorgeschriebener Weise, unter der Zuziehung einiger Zeugen, der feierliche Verspruch abgehalten und durch einen Kuß des Brautpaares in Gegenwart Aller besiegelt. Mit hochbeglücktem Herzen umarmte der Magister seine holde Verlobte, und was er ihr am gestrigen Tage erst, nur in der verschwiegenen Gartenlaube zuflüstern durfte, konnte er jetzt in Gegenwart der Zeugen wiederholen,

daß er, so lange Gott der Herr ihm das Leben schenken werde, in treuer Liebe für sie verharren, allen Schmerz und Trübsal, den der Himmel über sie verhängen würde, getreulich mit ihr theilen und tragen helfen, und nach vollzogener kirchlicher Einsegnung in einer frommen, Gott wohlgefälligen Ehe mit ihr leben wolle.

Gerade die edle Persönlichkeit des Bräutigams machte diesen öffentlichen Verspruch zu einer ungemein feierlichen Handlung, die auf alle Anwesenden ihren Eindruck nicht verfehlen konnte. Der Geehrteste von Allen war aber jetzt der Brautvater selbst, dem förmlich die Thränen über die mageren, eingefallenen Backen flossen und der sich gar nicht genug über die hohe Ehre gerührt zeigen konnte, daß er nunmehr einen Mann, wie den Magister Slüter, zum Schwiegersohn bekommen würde.

Selten wohl hatte eine Verlobung in der guten Stadt Rostock ein größeres Aufsehen erregt, als diese nun vollzogene von Slüter. Daß ein ordinirter Prediger an einer Kirche sich verloben und ein Ehebündniß eingehen wollte, war ein so aufregender Vorfall, daß alle anderen Begebenheiten, welche sonst wohl die Gemüther bewegten und die Zungen beschäftigten, davor wenigstens zeitweise in den Hintergrund treten

mußten. Die streng katholische Partei ließ es an Verwünschungen über den frechen, ruchlosen Geistlichen, der so eigenmächtig das feste Gebot des Papstes hinsichtlich des Cölibats überschreiten wolle, natürlich nicht fehlen. Alle Verläumdungen und die gehässigsten Nachreden, die nur der giftigste Parteihaß erfinden konnte, wurden selbstverständlich in überreicher Weise über die jungen Verlobten verbreitet. Selbst die Rache des Himmels wurde für diese unerhörte Freveltthat heraufbeschworen, und wiederholt donnerten fanatische Kanzelredner, unter denen sich, wie immer, Pater Rothstein als der heftigste zeigte, in ihren Predigten über die sündhafte Verderbniß einer solchen frechen und schamlosen ketzerischen Verlobung. Verstieg sich der Fanatismus des Paters doch sogar so weit, daß er die Rache des Himmels auf die ganze Stadt Rostock herabrief und ihr ein gleiches Schicksal, wie Sodom und Gomorrha, verhieß, wenn die Bürger es dulden wollten, daß zur ewigen Schmach und Schande des Ortes ein verheiratheter Prediger an ihrer Kirche angestellt sei.

Daß auch die Braut von diesen üblen Nachreden nicht verschont blieb und Hohn und boshaftes Geklatsche aller Art sich in der ungemessensten Weise über sie ergoß, konnte nicht ausbleiben. Haupt-

sächlich ihr guter Ruf ward auf das Aergste geschändet und ihr ein buhlerisches Leben und ein längerer unzüchtiger Verkehr mit Slüter vorgeworfen. Mit der Ruhe eines reinen Gewissens ertrug Cäthe alle jene gehässigen Verläumdungen. Sie war ja der Achtung und Liebe ihres Bräutigams gewiß, durfte sich schon jetzt ungestört seines täglichen Umganges erfreuen und mit voller Seele die hehren Lehren und die hohe Weisheit, die seinem beredten Munde entströmte, in sich aufnehmen, was kümmerte sie sich daher weiter viel um all dies boshafte Geklatsche! Sie war so glücklich, wie es nur eine mit ganzer Kraft einen wahrhaft edlen Mann liebende Braut sein konnte, und mit dankerfülltem Herzen stieg alltäglich ihr Gebet zu Gott dem Herrn empor, daß er sie der Gnade gewürdigt habe, einen Mann, wie Slüter, zum Bräutigam besitzen zu dürfen und auch dessen voller treuer Liebe gewiß zu sein.

Der Magister selbst war an die vielen boshaften Verfolgungen und hämischen Nachreden seiner zahlreichen erbitterten Feinde schon längst allzu sehr gewöhnt, als daß auch diese neuen Anklagen über seinen jetzigen Brautstand ihn im Mindesten weiter erregt hätten. Je mehr er die reine Jungfräulichkeit und das einfache, klare Wesen seiner lieben Braut erkannte

und in den vielen einsamen Gesprächen, die er fast täglich mit ihr führte, die Ueberzeugung gewann, welch' reicher Schatz der wahren Frömmigkeit und eines tiefen Gemüthes, verbunden mit regem Wissensdurst und eifrigem Verlangen nach Ausbildung ihres Geistes und Vermehrung ihrer Kenntnisse, in der Brust dieser einfachen Handwerkstochter ruhe, desto inniger pries er das Glück, sie seinen besten Schatz nennen zu können, und segnete die Stunde, in der sein Entschluß, um diesen zu werben, endlich zur That geworden war. Daß er in seiner Dankbarkeit dabei der treuen Suse, die so viel zu dieser Verbindung mit beigetragen hatte, nicht vergaß und in Wort und Ausführung Alles that, um ihr zu zeigen, wie sehr er sich ihr zu Danke verpflichtet fühle, war bei einem Manne von dem Charakter Slüters fast selbstverständlich.

So genoß, trotz aller mannigfachen äußern Widerwärtigkeiten, Drohungen und Gefahren, das junge Brautpaar das Glück seines jetzigen Brautstandes mit voller innerer Freude und pries den Schöpfer, der es so wohl mit ihnen meinte.

Länger übrigens, als Slüter dies anfänglich geglaubt hatte, sollte die Zeit vor der kirchlichen Vereinigung dauern. Der Einfluß der streng papistischen Partei in der Stadt war noch ein sehr mächtiger und

vorzüglich auch ein hoher Rath ihren Einwirkungen so sehr unterworfen, daß Letzterer die Erlaubniß zur Heirath zuerst gar nicht ertheilen wollte. Man erhob verschiedene bürgerliche und weltliche Bedenklichkeiten dagegen, da in geistlicher Hinsicht der Bewerber ja nicht unter der Oberherrschaft des Rathes stand und das strenge Gebot des Papstes in Rom, welches allen Geistlichen die Ehe untersagte, für ihn, den Anhänger der Lehre Luthers, bereits längst jegliche Geltung verloren hatte. So stützte man sich denn versuchsweise darauf, daß Slüter kein geborener Rostocker, sondern ein Dömitzer sei, das erforderliche Bürgerrecht nicht erworben habe und daher zur Verheirathung in der Stadt nicht berechtigt sei (historisch). Vergebens berief der Magister sich auf das Beispiel mehrerer Professoren der Rostocker Hochschule, die ebenfalls keine Bürger seien und trotzdem in der Stadt sich verehelicht hätten, ohne daß ein hoher Rath einen Einspruch dagegen erhoben habe. Man warf ihm auch ein ungenügendes Einkommen vor und behauptete, die Einnahme eines Predigers an der Kirche zu St. Petri sei nur für einen Mann im ehelosen Stande, nicht aber für einen verheiratheten eingerichtet. So könnte Slüter gar leicht in Armuth und Dürftigkeit versinken und gar, wenn seine beabsichtigte

Ehe mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet würde, diese der Stadt dann zur Last fallen. Um solchen, auf die hämischste Weise gemachten Einwurf, bei dessen Begründung der Rathsherr Cordes sich besonders durch boshaften Eifer bemerklich machte, aufzuheben, mußte der Stiefvater der Braut dieser ihr mütterliches Erbtheil auszahlen, und solches zum Ankauf eines Grundstückes verwandt werden, was dann auf Slüters Namen im Stadtbuch eingetragen wurde. Drei angesehene wohlbegüterte Bürger, der Bader Peter Schmidt, der Schiffsbaumeister Willgaß und der Waffenschmied Roloff, erboten sich außerdem, mit ihrem Grundeigenthum dafür Bürgschaft zu leisten, daß weder Slüter selbst, noch seine Nachkommenschaft in erster Generation der Stadtkasse jemals zur Last fallen würden.

So mußte denn ein hoher Rath auch diesen Einwand wieder aufheben, so sehr sich auch der Einfluß des Rathsherrn Cordes dagegen zu sträuben und immer von Neuem wieder andere Gründe und Bedenklichkeiten aufzufinden wußte. Ward doch selbst versucht, die eheliche Geburt Slüters in Zweifel zu ziehen, und die Einwendung erhoben, ein hoher Rath dürfe es nicht dulden, daß ein fremder Bastard eine

ehelich geborene Rostocker Bürgertochter heirathe und sich in der Stadt ansässig mache.

In treuer Liebe verharrte aber, trotz aller Widerwärtigkeiten und Verzögerungen, Cäthe bei ihrem Bräutigam. Alle noch so boshaften Klatschereien verfehlten gänzlich ihre Wirkung an ihrem standhaften Sinn, die Drohungen schreckten sie nicht ab und mit frohem Jugendmuthe lachte und scherzte sie über gar manche Bedrängnisse und verstand es gar trefflich, die Sorgen von der Stirne des Geliebten durch muntere Laune zu verbannen, wenn mitunter wohl der Mißmuth den vielgeplagten Mann zu überwältigen drohte. Welchen köstlichen Schatz er sich in der treuen Liebe dieses edlen Mädchens errungen habe, konnte Slüter schon während seines langen Bräutigamsstandes so recht erkennen, und mehr, wie seinen Augstern, hegte und pflegte er ihn daher auch auf die sorgsamste Weise.

Als aber die pfäffische Partei im Rathe der Stadt immer wieder von Neuem größtentheils gänzlich unbegründete Bedenklichkeiten gegen diese Heirath zu erheben und solche dadurch von Monat zu Monat zu verzögern wußte, da riß dem Magister Slüter endlich die Geduld. Er unternahm einen Schritt, zu dem er sich nur schwer entschließen konnte, und wandte

sich mit einem Bittschreiben an den Herzog Heinrich zu Güstrow, seinen alten Gönner, daß dieser, kraft seiner Oberhoheit, einem hohen Rathe den Befehl ertheilen möge, diese Heirath nun endlich zu gestatten.

Es herrschte in den Jahrhunderten des Mittelalters ein fast beständiger Streit zwischen den mecklenburgischen Herzögen und der alten stolzen Hansestadt Rostock, die nur höchst ungern und widerwillig sich unter deren Landeshoheit fügen wollte, der schon wiederholt zu den blutigsten Kämpfen geführt hatte. Wo sie sich nur den Befehlen der Herzöge irgendwie ungehorsam zeigen konnten, da versäumten die Rostocker dies sicherlich nicht, wie, umgekehrt, Erstere wieder sich über jeden Vorfall freuten, der ihnen die gewünschte Gelegenheit darbot, der stets widerspänstigen Stadt ihre Oberherrschaft fühlen zu lassen.

So nahm denn auch Herzog Heinrich in Güstrow diese Bitte Slüters mit günstigem Ohr auf und versprach sein fürstliches Wort, daß solche ungesäumt ihre Erfüllung finden solle. Ein besonderes Rescript sandte er durch einen reitenden Boten an einen hohen Rath, in welchem mit gar scharfen Worten alle bisher gegen den Magister Slüter begangenen Ungebührlichkeiten getadelt, die Einwürfe gegen dessen Verehelichung als unbegründet erachtet und bei Androhung

der hochfürstlichen Ungnade anbefohlen wurde, dessen Verheirathung weiter keine Hindernisse in den Weg zu legen. Einen gewaltigen Sturm des Unwillens erregte das Schreiben zwar bei den meisten Mitgliedern eines hohen Rathes, als es in einer feierlichen Sitzung dort verlesen ward, und an geballten Fäusten und heftigen Verwünschungen fehlte es keineswegs dabei und doch blieb auch diesmal weiter nichts übrig, als Gehorsam zu leisten. Ein offener Widerstand wäre ganz nutzlos gewesen, denn wie wir schon öfters anführten, hätte in allen Streitigkeiten, wo es sich um die Beschützung des Magisters Slüter handelte, die lutherische Partei, die vielfach aus den kräftigsten nnd muthigsten jungen Männern bestand, sich unbedingt auf die Seite des Herzogs gestellt.

So mußte denn ein hoher Rath die bittere Pille verschlucken und nothgedrungen dem Magister endlich die Genehmigung zu dessen Verehelichung mit der Jungfer Katharina Gelem ertheilen.

Auf den Tag St. Michaelis im Jahre 1528 ward denn endlich diese Hochzeit festgestellt. In der gewaltigsten Aufregung befand sich fast die gesammte Bevölkerung der Stadt, die in zwei scharf getrennte, fast feindselig gegenüberstehende Parteien geschieden war. So sehr sich die vielen Anhänger der neuen

Lehre freuten, daß nunmehr es ihrem Führer und Lehrer verstattet sei, das Glück der Ehe zu genießen, und es als einen Triumph des Lutherthums feierten, daß jetzt ein ordinirter Prediger an einer Hauptkirche Rostocks selbst vor den Traualtar treten dürfe, ebenso erbittert zeigten sich darüber die eifrigen Papisten. Von den Kanzeln wurde theilweise sogar öffentlich gegen jenes buhlerische Bündniß, durch welches das heilige Sakrament der Ehe entweiht wurde, gepredigt und der gerechte Zorn des Himmels wiederum auf die Uebelthäter und alle, die diese Frevelthat nur begünstigten, herabbeschworen. Wiederholte Angriffe wurden jetzt mehr denn je gegen Slüter unternommen und sorgsamer mußte die freiwillige Wache, die noch allnächtlich seine Sicherheit beschützte, auf ihrer Hut sein. Auch einen neuen Vergiftungsversuch ließ Pater Rothstein alsbald wieder unternehmen. Es war ihm gelungen, einen Schlachterburschen dazu zu bewegen, eine vergiftete Wurst als Ehrengeschenk in die Küche des Magisters zu bringen. Schon wollte die alte Köchin, die das Hauswesen führte, sie ihrem Herrn zum leckeren Mahl braten, als der Zufall es fügte, daß einer jener großen bösen Hofhunde, die zum Schutz des Hauses stets gehalten werden mußten, sich in die Küche schlich, die schöne Wurst diebisch stahl

und als willkommene Beute in seine Hütte fortschleppte, sie dort zu verschmausen. Am fünften Tage darauf starb dieser Hund unter Krämpfen und Verzuckungen mit allen sichtbaren Zeichen der Vergiftung (historisch).

Dieser Zorn der Katholiken über die Heirath Slüters bewog aber seine Anhänger noch mehr dazu, selbige als ein allgemeines Fest für sie möglichst zu feiern. Die letzten Blumen aus den damals nur sehr dürftig bestellten Hausgärten waren dazu benutzt, um Kränze zu flechten, mit denen die Kirche zu St. Petri und mehr noch die Wohnung Slüters reich verziert wurden. Auch eine hohe Ehrenpforte war an der Hauptthür der Kirche von den Schiffszimmerleuten erbaut und mit grünem Laubwerk und bunten Flaggen ganz stattlich verziert worden. Sehr hübsch und behaglich, wenigstens nach damaligem Geschmack, hatte man auch das alte, überaus bescheidene Pfarrhaus neben dem Kirchhofe zu St. Petri, welches die Dienstwohnung des Magisters bildete, aufgeschmückt und alle Meister und Gesellen der verschiedensten Zünfte, die sich zu Bekennern der neuen Lehre rechneten, hatten freiwillig bei dieser Arbeit mitgeholfen. Die Dachdecker hatten das alte schadhafte Dach neu reparirt und mit buntglasirten holländischen Dachsteinen die Jahreszahl 1528 im Dache eingedeckt, die

Maler keine Farben gespart, um von Innen wie Außen das Haus mit wohlgefälligem Anstrich zu versehen, die Maurer die Keller nachgesehen und einen mächtigen neuen Feuerheerd in der Küche gesetzt, die Zimmerleute die Treppen gefugt und mit festem Geländer umgeben, die Schlosser überall neue, sehr kunstvoll gearbeitete Schlösser angebracht, die Töpfer für gute Oefen gesorgt; kurz, alle Bauhandwerker so viel als möglich dabei geholfen, das Pfarrhaus so stattlich und bequem, als es das Gebäude überhaupt nur zuließ, herzustellen. Andere Zünfte hatten wieder für die innere Einrichtung gesorgt. Die Tischler ein mächtiges Ehebett aus braun gebeiztem Eichenholz und einen großen Eßtisch, die Leinwandweber drei Gedecke selbstgewobenes Tischzeug, die Kupferschmiede und Zinngießer Küchenzeuge aller Art geliefert, während die Gewandschneider es sich nicht nehmen ließen, ihrem Prediger einen sehr schönen neuen Chorrock zu liefern, und die Goldschmiede der Jungfer Braut eine goldene Halskette zum Schmuck an ihrem Ehrentage verehrten. Wieder andere Gewerke hatten dafür gesorgt, Küche und Keller des jungen Ehepaares sogleich mit einem guten Vorrath von Lebensmitteln zu versehen. Die Schlachter lieferten einen mächtigen Festbraten und stellten außerdem ein großes Faß mit

Pökelfleisch in die Speisekammer. Die Bäcker buken riesige Festkuchen, die Müller vom Mühlendamm sandten einen Centner des feinsten Waizenmehles, die Warnemünder die besten Seefische, die Drögeköper eine Tonne des fettesten Bergener Flohmhärings, die Bierbrauer zwei Fässer des stärksten Doppelbieres, während einige Schiffer, die viel nach Bordeaux und Brügge handelten, einige Ohm Franz- und Rheinwein lieferten. Förmlich ein Wettstreit schien unter den Lutheranern zu herrschen, ihrem geliebten Lehrer sein neues Hauswesen so behaglich und wohleingerichtet, wie dies nur irgend möglich war, herzustellen. So hatten auch die Fuhrleute es sich nicht nehmen lassen, mehrere Klafter Buchenholz aus der Rostocker Haide unentgeltlich heranzufahren und die Holzhauer es gespaltet und in einigen zierlichen Haufen auf dem Pfarrhofe aufgestapelt. Welche innige Verehrung und wahre Liebe Slüter unter allen seinen Glaubensgenossen besaß, zeigte sich bei seiner Verheirathung so recht ersichtlich. Mochten auch alle Papisten noch so sehr dagegen aneifern und die hämischsten Verläumdungen und boshaftesten Angriffe nicht sparen, es half ihnen dies nicht im Allermindesten.

Ein schönes, sonniges Herbstwetter war am St. Michaelistage und begünstigte die Feier der Hochzeit

ganz außerordentlich. Wer von den Lutheranern nur irgend sich die Zeit dazu abmüßigen konnte, der hatte an diesem Tage nicht versäumt, sich in bester Feiertagskleidung in der Kirche zu St. Petri einzufinden, um ein Zeuge der Trauung zu sein. Da sich das Gerücht verbreitete, daß ein Haufe der erbitterten Gegenpartei eine gewaltsame Störung der Hochzeit beabsichtige, ja sogar einen offenen Angriff auf Slüter unternehmen wolle, um dadurch das vermeintliche Sacrilegium der Verheirathung eines Predigers zu verhindern, so hatten sich über hundert junge, kräftige Lutheraner mit voller Wehr und Waffen auf dem Altmarkt vor der Kirche aufgestellt und erklärt, daß sie Jedem, der nur den geringsten Versuch einer Ruhestörung wagen sollte, ohne Weiteres zusammenhauen würden. Diese Erklärung half und bewirkte, daß durchaus keine Störungen irgend einer Art unternommen wurden.

Hatte ein hoher Rath der Stadt nun auch auf höheren Befehl in die Verehelichung des Magisters Slüter einwilligen müssen, so suchte der boshafte Eifer einiger seiner Mitglieder das Fest doch möglichst zu stören. Die Sitte jener Zeit verlangte es strenge, daß bei einer Hochzeit der Stadtpfeifermeister mit allen seinen Zinkenisten und Pfeifergesellen in feierlichem Zuge

dem Brautpaar voranschritt und dieses unter den Klängen der Musik sich in die Kirche begab. Nur wenn der Bräutigam seine unbefleckte bürgerliche Ehre verloren oder die Braut sich eines Fehltrittes schuldig gemacht, der sie der Zierde des Brautkranzes beraubte, mußte dies feierliche Aufspielen der Musikanten unterbleiben.

Auf heimliches Anstiften des Rathsherrn Cordes, unter dessen Oberfehl der Stadtpfeifermeister speziell stand, mußte dieser mit seinen Gesellen nun dieses Aufspielen unterlassen. Und zwar mußte dies plötzlich geschehen, um dadurch die Verlegenheit des Brautpaares zu steigern und die Schande, daß der Brautzug ohne Musik zur Kirche geschritten sei, zu vergrößern. Da das Haus des Stiefvaters der Braut theils sehr weit von der Kirche zu St. Petri entlegen, theils auch zur Aufnahme der vielen Hochzeitsgäste zu klein war, so hatte der Badermeister Peter Schmidt seine geräumige Wohnung zur Feier dargeboten. In festlichem Schmuck waren alle Gäste zur bestimmten Stunde daselbst versammelt, um, das Brautpaar an der Spitze, den Zug nach dem Gotteshause anzutreten. Nur die Stadtpfeifer fehlten noch immer und ihre Abwesenheit verursachte eine peinliche Verzögerung, durch welche insbesondere die Braut höchst un-

angenehm berührt wurde. Als endlich schon fast eine Stunde über die angegebene Zeit verstrichen war, entschlossen sich einige Hochzeitsgäste, den jungen Schiffer Hinrich Wulf, der stets zu den treuesten Anhängern der neuen Lehre gehört hatte, voran, zu dem Stadtpfeifermeister zu eilen, um diesen ob solcher ungebührlichen Versäumniß zur strengen Rechenschaft zu ziehen und zum eiligsten Erscheinen aufzufordern. Ihr Gang war ein vergeblicher gewesen und mit vor gerechtem Zorn gerötheten Gesichtern kehrten sie bald zurück, um die unwillkommene Nachricht zu bringen, der Stadtpfeifermeister, ein alter, schwacher Mann, habe sein Nichtkommen mit dem ausdrücklichen Befehl des gestrengen Rathsherrn Cordes entschuldigt, der ihm verboten, bei der Hochzeit des Magisters Slüter, da diese eine Kirchenschändung sei, öffentlich aufzuspielen. Ein allgemeiner Sturm des Unwillens ergriff Alle bei dieser Verkündigung des Schiffers Wulf, die heftigsten Drohungen gegen den ohnehin arg verhaßten Rathsherrn Cordes, ja selbst gegen den gesammten Rath, wurden hörbar und gar, als die auf dem Altmarkt und vor der Kirche aufgestellten Lutheraner diese freche Schmach, die ihrem geliebten Lehrer angethan werden sollte, erfuhren, waren sie nur mit äußerster Mühe abzuhalten, alsbald in hellen Haufen

nach dem Hause des Cordes hinzuziehen, dies zu zerstören und den Rathsherrn selbst, wenn er ihnen etwa in die Hände fallen sollte, gar weidlich zu züchtigen. Blutvergießen und Bürgerkampf in den Straßen schien unvermeidlich zu sein und einige junge Hitzköpfe unter den Lutheranern wollten schon zum allgemeinen Streit rufen. Da in höchster Eile erschien der Magister Slüter jetzt selbst auf dem Platze in der Mitte seiner aufgeregten Glaubensgenossen. Dringend beschwor er sie, ihren Zorn zu mäßigen, von ihrem Vorhaben abzustehen und seinen Ehrentag nicht durch frevelhaftes Blutvergießen zu schänden. „Nicht mich trifft die Schmach, lieben Freunde und Anhänger, wenn ich jetzt mit meiner Braut ohne die übliche Musik zur Kirche ziehen muß, sondern im Gegentheil alle unsere Feinde, welche zu diesen kleinlichen und boshaften Mitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, um ihren Haß gegen die reine Lehre Luthers zu befriedigen und ihre Rache gegen mich, deren Verkündiger, auszulassen. Eine Partei, die es nicht verschmäht, solche Waffen zu benutzen, muß schon auf sehr schwachen Füßen stehen und ihr sicherer Untergang dürfte in nicht allzu ferner Zeit erfolgen," lauteten seine Worte.

Allgemeinen Wiederhall fand diese Rede des so verehrten Predigers und ihr Inhalt trug viel dazu

bei, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Und fast noch mehr geschah es, als plötzlich vom hohen Thurme der Kirche zu St. Petri die sämmtlichen Kirchenglocken in vollem Geläute erschollen und ihre Töne in harmonischen Accorden die Ohren aller Anwesenden erfreuten. Ein volles Geläut aller Glocken der Kirche, in welcher die Trauung stattfinden sollte, galt in damaliger Zeit für eine ungemein hohe Auszeichnung, welche eigentlich nur den Bürgermeistern, Rathsherren oder den Häuptern angesehener Geschlechter, welche eigene Chöre und Grabgewölbe in der Kirche besaßen, zukam. Empört über diesen frechen Hohn, dem Magister Slüter die Stadtpfeifer zu versagen, hatten nun aber mehrere Lutheraner eiligst den St. Petrithurm bestiegen und das volle Geläut dort begonnen, damit auf diese Weise dem geliebten Lehrer die höchste Ehre bei seinem Brautgange nicht fehlen solle (historisch). Auch die Söhne der meisten Lutheraner wurden eiligst zusammengeholt und paarweise geordnet, um unter dem Gesange frommer lutherischer Kirchenlieder dem Brautpaare zur Kirche voranzuschreiten und somit die fehlende Musik zu ersetzen.

War nun auch durch diesen ganzen Vorfall die Trauung selbst fast um zwei Stunden verzögert

worden, so erhielt sie doch eine Feierlichkeit, wie eine ähnliche zu den seltensten Begebenheiten der guten Stadt Rostock gehörte. Hierdurch war auch die ängstliche Besorgniß, welche die junge Braut wohl anfänglich über die angethane Schmach der Verweigerung der Stadtmusik empfunden hatte, jetzt, als sie sah, auf welche glänzende Weise der Erkorene ihres Herzens geehrt wurde und wie von allen Seiten die Liebe und Anhänglichkeit seiner zahlreichen Freunde und Glaubensgenossen sich beeilten, seinen Ehrentag auch möglichst zu feiern und zu verschönern, gänzlich verschwunden. Ein freudiger Stolz, die treue Liebe eines solchen Mannes, wie Slüter, zu besitzen, erfüllte ihre Brust und verlieh ihrem ohnehin schon von der Natur bevorzugten Aeußeren neuen Reiz. In ihrer kleidsamen schwarzen Tracht wohlhabender Rostocker Bürgertöchter, auf dem braunen Haar einen grünen Myrthenkranz mit vollen Blüthen, sah Cäthe Gelem bei diesem feierlichen Zuge zur Kirche so anmuthig aus, daß schon ihre äußere Erscheinung alle Herzen gewann. Sie hatte zur ersten Brautjungfer ihre bewährte Freundin Suse Schmidt erkoren gehabt. Mit wehmüthigem Lächeln aber antwortete diese:

„Sieh mich und meine arg verwachsene Gestalt nur

genau an, lieb Käthelein, und frage Dich dann selbst, ob ich wohl damit zur Brautjungfer passen und nicht am Ende Euren ganzen Festzug verunzieren und vielleicht gar das spöttische Hohngelächter müßiger Gaffer erregen würde. Nein, ein Mädchen, wie ich, paßt nur für das stille Haus, nicht aber für einen öffentlichen Festzug," und ein recht wehmüthiger Ausdruck flog dabei über ihr Antlitz. Lag doch auch die Resignation eines ganzen Lebens darin ausgedrückt.

So hatte die Braut sich denn zwei vertraute Gespielinnen und Jugendfreundinnen, Marie Roloff, die Tochter des uns bekannten Waffenschmiedes Roloff, und Stina Mohrmann, das einzige Kind eines Bäckermeisters, als Brautjungfern ausgesucht, und Beide, schlanke, kräftige Gestalten mit regelmäßigen, frischen Gesichtern, vermochten schon die wegen ihrer vielen Körperreize stets vortheilhaft bekannten Rostocker Bürgertöchter würdig zu vertreten. Der Bräutigam hatte sich zu Brautführern zwei Söhne von seinen treuesten Freunden ausgesucht.

Es war ein gar ansehnlicher Zug, der sich unter dem frommen Gesange der lutherischen Schuljugend und dem vollen Klange aller Glocken von dem Schmidtschen Hause am Mühlenthor zur Kirche St. Petri in langsamen Schritten bewegte. Ein nicht geringer

Theil der tüchtigen Bürgerschaft der Stadt nahm daran Theil, und mochten auch die Gegner derselben es an Spott und Hohn aller Art nicht fehlen lassen, so mußten sie doch innerlich zugestehen, daß schon mancher Rathsherr oder das Haupt des vornehmsten Geschlechtes getraut worden war, dem ein so zahlreiches Ehrengeleite, wie es jetzt Magister Slüter erhielt, bei seinem Zuge zur Kirche fehlte.

Die Trauung selbst verrichtete der Caplan an der Kirche zu St. Petri, Paschen Grüvel. Er war ein fleißiger Schüler Slüters, hatte ebenfalls ein Jahr die Hochschule zu Wittenberg mit Erfolg besucht und dort die goldenen Lehren Luthers und Melanchthons mit Begeisterung in sich aufgenommen. Da die Amtsgeschäfte der lutherischen Gemeinde zu St. Petri in der letzten Zeit so bedeutend geworden, daß ein Prediger allein sie nicht mehr überwältigen konnte, war Paschen Grüvel als Caplan adjungirt worden.

Seine Traurede war trefflich und fand allgemeinen Anklang. In klarer Weise wies er nach, daß es auch nach Gottes Geboten allen Geistlichen wohl anstehe, in einen frommen und treuen Ehestand zu treten, und daß die Bestimmungen des Cölibats nur das Werk ehrsüchtiger Päpste, nicht aber das Gebot Jesu

Christi wären, der einen so unnatürlichen Zwang seiner Jünger niemals gewünscht habe.

Als der Segen der Kirche über das junge Ehepaar gesprochen und die Ceremonie des Ringwechsels vorbei war, da umarmte Slüter im Uebermaß seines Glückes sein junges Eheweib und drückte der über und über Erröthenden Angesichts der ganzen versammelten Gemeinde einen innigen Kuß auf ihre rosigen Lippen; ein Ausbruch seiner Gefühle, der vielen Beifall fand.

In ebenso feierlicher Weise, wie er gekommen, unter Glockenklang und dem lauten, andächtigen Gesang der Schuljugend, verließ der Zug wieder die Kirche. Als der Magister Slüter, der nun sein vor Glück und Freude strahlendes Weibchen am Arme führte, auf dem Altmarkt erschien, wollte das Hochrufen und Jauchzen der dort versammelten Volksmenge kaum ein Ende nehmen.

Auch das Hochzeitsmahl, welches im Schmidtschen Hause abgehalten wurde, verstrich in ungetrübter Heiterkeit. Wohl an fünfzig bis sechszig Gäste, lauter lutherische Bürger mit ihren Frauen, waren dabei vereinigt. Als Vertreter von Warnemünde saßen der alte stelzfüßige Fischer Claus Wegner mit seiner nunmehr immer frohen und glücklichen Frau und

der Fischer Ohlsen mitten unter diesen städtischen Gästen.

Die hämische Bosheit eines Haufens fanatischer Katholiken versuchte auch noch am Abend, das Fest zu stören. Mehrere Studenten der Hochschule, eifrige Lutheraner und begeisterte Anhänger Slüters, hatten von ihren spärlichen Geldmitteln eine Summe zusammengeschossen und zwei große Schleifkannen mit dem besten Rheinwein im Rathskeller gekauft, um diese als willkommene Gabe zum Umtrunk beim Hochzeitsmahle darzubringen. In feierlichem Zuge wollten die Studenten den Wein überreichen und freuten sich schon im Voraus, mit welchen frohen Gesichtern sie ob des guten Trunkes von den Hochzeitsgästen empfangen werden möchten. Als sie aber in der Gegend der städtischen Fleischscharren angekommen waren, da stürzten plötzlich aus einer Nebengasse über ein Dutzend bewaffnete Männer, unter denen sich manche verkleidete Söldner der Schaarwache befunden haben sollen, auf die, solch heimtückischen Ueberfalles nicht gewärtigen Studenten los, entrissen ihnen nach kurzer Gegenwehr die Kannen, gossen deren köstlichen Inhalt in den Rinnsteig und zertraten dann die Gefäße mit den Füßen, wobei es an den giftigsten Spöttereien und unfläthigsten Schimpfreden auf das lutherische Vieh-

zeug, für dessen Kehlen Wein viel zu gut und Wasser das beste Getränk sei, nicht fehlte. Bevor die überwältigten Studenten noch die Hülfe von Glaubensgenossen herbeirufen konnten, waren die Kerle, die den Ueberfall verübt hatten, im Dunkel des Abends wieder verschwunden (historisch).

Auch am späten Abend, als das junge Ehepaar sich bereits in das geschmückte Pfarrhaus zurückgezogen hatte, versuchte ein Haufe angetrunkener Papisten, dort argen Unfug zu treiben und sogar schwere Steine gegen die verschlossenen Fensterladen zu schleudern. Die Wache, welche Slüter noch immer beschützte, war gegen den Haufen zu schwach und mußte sich damit begnügen, die Hausthüre gegen etwaige Eindringlinge zu vertheidigen. Der durch diesen Unfug entstandene große Straßenlärm zog glücklicher Weise aber eine Schaar rüstiger Seeleute herbei. Kaum erfuhren diese die Ursache des Tumultes, so stürzten sie sich ohne Weiteres auf die Papisten und trieben diese mit gar wuchtigen Hieben, wobei es an blutigen Köpfen und zerschlagenen Gliedern nicht fehlte, auseinander. Mehrere Gefangene, welche die Seeleute machten, unter denen sich auch etliche Söldner der Schaarwache befanden, wurden im Triumph nach

der Warnow gebracht, dort erst wiederholt untergetaucht und dann erst in Freiheit gesetzt.

Als aber der Herzog Heinrich in seinem Schlosse zu Güstrow erfuhr, auf welche schändliche Weise die Feier der Hochzeit des Magisters Slüter durch Entziehung der üblichen Ehrenmusik gestört war, da erließ er deshalb ein höchst ungnädiges Rescript an einen hohen Rath der Stadt Rostock. Es standen darin die Worte, daß, wenn es ihm, dem Herzog, bekannt geworden, daß es den Stadtpfeifern untersagt wäre, auf dieser Hochzeit zu spielen, so würde er seine sämmtlichen Trompeter und Spielleute vom Hofe geschickt und die Hochzeit auf seine Kosten fürstlich haben ausrichten lassen (historisch). Auch sonst ward ein hoher Rath wiederholt angewiesen, daß er die kräftigsten Maßregeln ergreifen solle, damit Slüter eines sicheren Schutzes genösse und die Lutheraner bei ihrem Gottesdienst nicht weiter gestört würden.

Viertes Capitel.

Die Vergiftung Slüters.

Gleich einem edlen Baum, der in fruchtbarem Erdreich einmal feste Wurzeln geschlagen hat und sich nun alljährlich immer prächtiger entfaltet und zum Segen des menschlichen Geschlechtes mit stets frischer Kraft grünet und blühet und einen reichen Segen köstlicher Früchte trägt, breitete sich nun auch die reine Lehre Luthers immer weiter in Rostock und, von da ausgehend, über das gesammte mecklenburgische Land und an der deutschen Ostseeküste aus.

Bereits im Jahre 1529 wurde auch im Kirchspiel zu St. Jacobi eine eigene lutherische Gemeinde gegründet, welche sich einen glaubenseifrigen Schüler Slüters, Namens Barteld, zum Prediger erwählte. Zwar gab es wegen der Ernennung dieses Predigers ebenfalls noch viele ärgerliche Streitigkeiten zwischen

einem hohen Rath und einem Theil der lutherischen Bürgerschaft, allein deren endlicher Schluß war, daß auch in der Kirche zu St. Jacobi Predigten nach der Lehre Luthers gehalten werden durften. Selbst die große, pestartige Krankheit, die im Jahre 1530 in der Stadt wüthete und viele Hunderte von Personen aller Stände hinraffte, konnte der Ausbreitung der neuen Glaubenslehre keinen Einhalt thun, im Gegentheil, half sogar noch, sie vielmehr zu fördern und zu kräftigen. Dem edlen Beispiele des Magisters Slüter folgend, widmeten sich die lutherischen Prediger vorzüglich in diesen Tagen der Noth und Gefahr mit dem regsten Eifer der Seelsorge und beschämten dadurch manche ihrer Gegner. Besonders Slüter selbst, dem echten mannhaften Grundsatz huldigend und ihn ausführend, daß man einen Mann nicht nur nach seinen Worten, vielmehr in weit höherem Grade nach seinen Thaten beurtheilen müsse, war unermüdlich in den Pflichten seines Amtes.

In einer zwar beschränkten, aber dabei durch und durch glücklichen Häuslichkeit führte er an der Seite seines geliebten Weibes Cäthe ein sehr frohes Dasein. Grade ein Jahr nach seinem Hochzeitstage hatte seine treue Gattin ihn durch die Geburt eines Sohnes hoch erfreut, der in der Taufe den Namen Elias erhielt

und sein Glück noch mehr erhöhte. Aber selbst diese schönen Bande des Familienlebens vermochten in jenen schweren Tagen der allgemeinen Trübsal in der Stadt auch keine Stunde ihn zu fesseln, sobald es galt, die heiligen Pfiichten seines Amtes zu erfüllen. Mochte die Pest, oder wie die Krankheit sonst genannt wurde, „der englische Schweiß", in dem Hause, in welches er gerufen ward, auch noch so schrecklich wüthen, daß fast alle dessen Insassen ihr bereits zum Opfer gefallen waren und somit die Gefahr der Ansteckung sich ungemein steigerte, keinen Augenblick zauderte Slüter, mit ungebrochenem Muthe einzutreten und stundenlang am Lager des Kranken mitten in der vergiftetsten Luft zu verweilen, sowie die Pflichten seines Amtes ihn dahin riefen. Keine Nacht war ihm zu dunkel, keine Witterung zu schlecht oder eine Stunde zu unbequem, oder die Ermüdung und Abspannung des eigenen Körpers zu groß, um nicht sogleich den Gang anzutreten, wenn er erfuhr, daß ein Schwerkranker seinen Besuch herbeiwünsche, um sich durch die Tröstungen der Religion auf seinem schmerzvollen Krankenlager zu stärken oder für den Weg in das ewige Jenseits vorzubereiten. Wohl bangte oft die Ehefrau um den von ihr Abschied nehmenden Gatten und verbrachte die Stunden bis zu seiner Wiederkehr in in-

brünstigem Gebete zu Gott dem Herrn, daß seine Gnade ihr den theuren Mann, den höchsten Schatz ihres Erdenlebens, erhalten möge, aber da sie selbst eine Frau von hohem Muthe und seltener geistiger Begabung war und das festeste Gottvertrauen ihren ganzen Sinn stählte, so machte sie auch nicht den schwächsten Versuch, durch Bitten ihn von solchen gefährlichen Gängen abzuhalten oder durch die Vorstellung der eigenen Gefahr seinen Pflichteifer zu schwächen. Im Gegentheil sogar, wie es dem wahren Weibe in treuer Ehe geziemt, war sie in diesen Tagen der schweren Heimsuchung ihrem oft ganz angegriffenen Manne ein starker Stab und eine wirkliche Stütze und ihr Wort half ihn oft wieder mit aufrichten, wenn er von den vielen verschiedensten Bildern des Elends und des Leidens, von denen er auf seinen Berufsgängen nur zu oft ein Zeuge sein mußte, allzu sehr erschüttert war. Und mit welchen leuchtenden Blicken der Bewunderung über seine rastlose Selbstaufopferung und des Stolzes über das Glück, welches ihr zu Theil geworden, die treue Liebe dieses Mannes zu besitzen, schaute Frau Cäthe oft ihm nach, wenn er seine Wanderungen zu den Kranken antrat, mit welcher liebenden Sorgfalt hegte und pflegte sie ihn stets bei seiner glücklichen Heimkehr, auf daß auch sein Körper

die nöthigen Kräfte erhalte, um den ihm gestellten täglichen ungeheuren Anstrengungen nicht zu erliegen. So hatte denn auch sein treffliches Weib keinen geringen Antheil, wenn Slüter in den Tagen und Wochen der Pest zu Rostock so unendlich viel leistete, und der Segen einer glücklichen, Gott wohlgefälligen Ehe, daß sie dem Manne neue Kraft verleihe und er durch sie zu vermehrten Leistungen für seinen Beruf und das, was er für recht und wahr erachtet, gestählt werde, zeigte sich auch jetzt in der Verbindung des Magisters Slüter mit Cäthe Gelem, dem holden, klugen und thatkräftigen Schneidertöchterlein, wieder in der überzeugendsten Weise. Die fromme Beguine Schwester Anna, wie der lutherische Prediger Slüter, obgleich äußerlich durch ihre Confessionen bei dem Hader damaliger Zeit scharf geschieden, standen sich in ihrer thätigen Nächstenliebe und wahrhaft christlichen Selbstaufopferung vollkommen gleich und bildeten ein ebenbürtiges Paar, was schon der allgemeinen Verehrung, die es errang, vollkommen würdig sich zeigte.

Gerade dies hohe Beispiel Slüters ermunterte die anderen lutherischen Prediger, Paschen Grüvel an der Kirche zu St. Petri, Barteld an der zu St. Jacobi und den ehemaligen Franciscanermönch Korte an der

heiligen Geistkirche, ebenfalls das Möglichste in den Besuchen von kranken Glaubensgenossen, die nach ihnen verlangten, zu leisten, und diese Aufopferung und Nächstenliebe der Geistlichen führte dem Lutherthum wieder viele neue Anhänger zu.

So wurden nun auch im Jahre 1533 an der Kirche zu St. Marien, die das vornehmste und angesehenste Kirchspiel in der Stadt hatte, zwei lutherische Prediger, Mathäus Eddeler und Peter Hakendahl angestellt, obgleich daneben auch noch die Messe nach katholischem Ritus in dieser Kirche abgehalten werden mußte.

Auch kamen jetzt schon einige Lutheraner als Mitglieder in den hohen Rath, der sich überhaupt von nun an der neuen Glaubenslehre ziemlich geneigt bewies. War doch der Rathsherr Cordes, der unerbittliche Feind derselben, der keine Mühe scheute und kein Mittel verschmähte, und wäre es auch das schlechteste gewesen, deren Anhänger zu verfolgen und zu schädigen, gestorben, und mit seinem Tode zog ein ungleich milderer und versöhnlicherer Geist in die Rathsversammlung.

Hatten nun auch allmälig alle äußeren Verfolgungungen der Lutheraner aufgehört und genossen diese vollkommen gleiche Rechte in der Ausübung ihres

Gottesdienstes wie die Katholiken, so war der Haß der strengen, glaubenseifrigen Partei noch immer nicht erloschen. Sogar glühender wie je war ihre Rachsucht und heftiger ihr Verlangen, Slüter, der wohl mit Recht immer als das Haupt seiner Partei galt, von dem die treibende Kraft zur Förderung der neuen Lehre ausging, zu verderben.

Vergebens aber waren bisher alle diese heimlichen wie öffentlichen Angriffe gegen das Leben des ersten Verkünders der Reformation in Mecklenburg gewesen und eine höhere Macht schien ihn zu beschützen, so geringen Erfolg hatten jene Nachstellungen gehabt. Schon wiederholte Vergiftungsversuche waren unternommen, allein stets vollständig mißlungen, und auch die Angriffe gedungener Meuchelmörder, die früher versucht wurden, scheiterten immer an der Wachsamkeit der freiwilligen Schutzwache, die Slüter umgab.

Aber der Haß ruhte trotzdem noch nicht und hauptsächlich der Pater Rothstein gab seine Bemühungen, den Magister zu tödten, keineswegs auf. Er wußte mit rastlosem Eifer stets neue Pläne dafür zu ersinnen und war unermüdlich, wenn es galt, Feinde gegen den von ihm so bitter gehaßten Mann anzuwerben.

So finden wir denn an einem Februarabend des

Jahres 1532 in dem uns schon näher bekannten Refectorium des Dominikanerklosters zu St. Johannis abermals eine Versammlung der fanatischsten Papisten vereint, um, wie schon wiederholt der Fall, auch diesmal wieder verderbliche Pläne gegen die Lutheraner und vor allem gegen Slüter auszubrüten.

Von den Personen, welche jener ersten derartigen Vereinigung im Kloster St. Johannis kurz nach der Wahl Slüters zum Prediger von St. Petri beiwohnten, hatte der Tod schon mehrere zu sich gerufen. Der Raths- und Handelsherr Niclas Wulf, der Rathsherr Cordes und auch der boshafte Rottmeister Horwath fehlten darunter. In einer wilden, blutigen Schlägerei mit fremdem Seevolk hatte Letzterer sein Ende gefunden. Auch der arglistige Welsche und kunstverständige Giftmischer, Pater Dionysius, ruhte jetzt bereits in deutscher Erde und sein glühendes Verlangen, nach seinem Vaterlande zurückkehren zu dürfen, war nicht in Erfüllung gegangen. Er war selbst ein Opfer seiner verbrecherischen Kunst geworden und hatte aus Versehen eine wunde Stelle seines Fingers sich mit tödtlichem Schlangengift benetzt, so daß er in wenigen qualvollen Stunden schon eine Leiche war. Unter den Mönchen des Klosters, die größtentheils den heftigen und tyrannischen Rothstein

bitter haßten, ging freilich die Sage, daß Letzterer den Pater Dionysius absichtlich vergiftet habe, um von dessen unangemessenen Ansprüchen und unverschämten Forderungen wegen verschiedener heimlich geleisteten Dienste auf die leichteste und schnellste Weise befreit zu werden.

Schon daß ein ähnliches Gerücht nur seine Entstehung und Verbreitung finden konnte, war ein deutlicher Beweis, welch' ein schlimmer Geist damals unter den Dominikanermönchen des Klosters St. Johannis herrschen mußte.

Auch der gelehrte aber schwache Prior des Klosters, Cornelius de Senkis, war im Jahre 1530 der Pest erlegen und seine Stelle nahm seitdem der uns bekannte Rothstein ein. Die Jahre und rastlose Thätigkeit, verbunden mit vielfachen bitteren Enttäuschungen und dem Fehlschlagen seiner steten Hoffnung, die so glühend gehaßte Lehre Luthers gründlich in Rostock wie in Mecklenburg auszurotten und ihre Anhänger mit Feuer und Schwert zu vertilgen, hatten ihren äußerlichen Einfluß auf den jetzigen Prior nicht verfehlt. Zusammengesunken und arg gebeugt war seine frühere hohe Gestalt, hagerer noch das Gesicht und schärfer dessen ganzer Ausdruck geworden. Doch die geistige Kraft seines tiefliegenden Auges war noch

ungebrochen und seine innere Energie hatte nichts von ihrer Spannkraft verloren. Eine so falsche Bosheit und ungesättigte Rachlust schimmerte aber aus den Blicken dieses fanatischen Mönches und eine so harte Strenge zeigte sein ganzer Gesichtsausdruck, daß eigentlich Jeder, der nicht in seiner Nähe weilen mußte, ihn scheu eher mied, als aufsuchte. In dem verwahrlosten Kloster verwaltete er mit eiserner Strenge sein Amt als Prior und wußte die faulen Mönche unerbittlich zur genauesten Befolgung ihrer Ordensregeln anzuhalten. Doch die Zuchtlosigkeit, Völlerei und manche andere Ungebühr waren damals schon zu tief in die meisten Klöster zu Rostock eingedrungen und die Mehrzahl der Mönche bestand aus so vielen unwissenden Gauchen oder Trunkenbolden, daß selbst ein Prior von der Energie Rothsteins daran verzweifeln mußte, eine strenge Klosterzucht wieder herzustellen.

Ein böses Gebreste an der Brust und ein anhaltender Husten erlaubten ihm nur selten noch, als Prediger die Kanzel zu besteigen. That er dies aber, so athmeten alle seine Reden den unversöhnlichsten Haß gegen die Reformation und den erbittertsten Fanatismus gegen deren Lehrer. Den Doctor Martin Luther nannte er nur stets den „Doctor Luder", welch' roher

Witz gar manchem Papisten sehr wohl gefiel, den Magister Slüter „den schwarzen Köter", und bei wem er eine Bibelübersetzung fand, dem sagte er in der üblichen plattdeutschen Mundart: „Dat lutherische Böckchen ward di in dat höllische Feuer bringen." (Historisch.)

War nun zwar der Pater Dionysius am selbstbereiteten Gifte untergegangen, so hatte er doch einen bedeutenden Vorrath seiner Präparate aller Art in den Händen Rothsteins zurückgelassen nnd es diesem dadurch ermöglicht, seine bisher stets vergeblichen Vergiftungsversuche gegen den Magister Slüter noch immer mit rastlosem Eifer fortzusetzen.

Hierin nun nach einem wohlerdachten Plane zu verfahren und abermals auf Mittel zu sinnen, dem Slüter ein tödtlich wirkendes Gift beizubringen, war der Zweck der jetzigen Versammlung der fanatischsten Mönche im St. Johanniskloster. Leider sollte dieses Bestreben denn auch diesmal kein vergebliches sein und der finstere Plan nur zu sehr gelingen.

Wie es immer der Fall sein wird, daß energische Männer, die ein gewichtiges Amt besitzen, welches ihnen Mittel zu Strafen und Belohnungen reichlich gewährt, auch stets willfährige Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne finden, so zeigte es sich auch

hier wieder. Die strenge Zucht Rothsteins in seinem Kloster hatte schon die Aufmerksamkeit des damaligen Bischofs zu Schwerin erregt und diesen wiederholt bewogen, dem thatkräftigen Prior junge, verwilderte Geistliche seines Sprengels zur Gewöhnung an eine bessere Kirchenzucht auf kürzere oder längere Zeit zu übersenden. Es war dies jedesmal eine harte, sehr gefürchtete Strafe für die Betreffenden, denn die Zucht, welche der Prior über solche lasterhafte Geistliche in seinem Kloster ausübte, war wahrlich keine allzu sanfte.

So befand sich auch jetzt ein junger Mönch, Niebur, zur Buße seines bisherigen unzüchtigen und lästerlichen Lebenswandels, durch welchen er in Schwerin zu verschiedenen Malen öffentliches Aergerniß erregt hatte, in dem Dominikanerkloster St. Johannis. Er war ein intriguanter, verschlagener Mensch, dem kein Mittel zu schlecht dünkte, wenn er dadurch nur so bald als möglich seinen Zweck erreichen konnte, aus dem verhaßten Kloster fortzukommen und eine Pfarrstelle auf dem Lande, wo er sich freier bewegen durfte, zu erhalten. Daß er sich vor allem das Wohlwollen des Priors Rothstein erwerben müsse und daß hierzu das geeignetste Mittel sei, wenn er sich anheischig mache, den verruchten Slüter baldigst durch beigebrachtes

Gift aus dem Wege zu räumen, erkannte der schlaue Verstand des Niebur sehr bald. So trat er denn auch bei dieser jetzigen Zusammenkunft ohne Weiteres mit diesem Plane hervor, und vermaß sich hoch und theuer, den argen Ketzer in wenigen Wochen schon aus dem Leben zu schaffen, wenn man ihm nur dazu einige Befreiung von den strengen Klosterregeln gewähre und mehrere hundert Mark zur Bestechung der dazu behülflichen Menschen bewillige.

Mit freudigem Glanze funkelte förmlich das Auge des glaubenseifrigen Prior Rothstein, als er diese Worte hörte und bald erkannte, daß er in dem gewandten und vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Niebur wieder ein passendes Werkzeug zur Ausführung seiner Racheplâne gefunden habe. Dazu konnte dieser, der ein geborener Mecklenburger war, leichter und unbefangener mit den unteren Volksklassen in der Stadt verkehren und sich hier eher geeignete Helfershelfer aussuchen, als dies den meisten anderen Klosterbrüdern, die vielfach aus dem Auslande gebürtig, möglich war.

So erhielt dieser Kerl denn schon jetzt manche seiner Forderungen bewilligt und ein noch größeres Versprechen ward ihm gegeben, wenn er wirklich sein Verbrechen mit Erfolg ausgeführt haben sollte.

Die ihm nun gewordene unbedingte Freiheit vielfach benutzend und gerne die blanken Silberstücke, die ihm der Prior zur Anwerbung tauglicher Helfershelfer gab, zur Fröhnung seiner Lüste verwendend, machte sich der schurkische Pfaffe jetzt an die Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens.

In einer abgelegenen Seitenstraße der Stadt lag eine Schenke, die von einer Wittfrau Fischer gehalten wurde. Die Frau genoß im Allgemeinen eines bösen Leumundes und der Volksglaube beschuldigte sie mannigfacher Vergehen, ohne daß ihr jedoch ein solches bestimmt nachgewiesen werden konnte. Auch die Gesellschaft in der kleinen düstern Schenkstube war gewöhnlich nicht die beste, obgleich sonst freilich die Wirthin in dem Rufe stand, den süßesten Meth, das stärkste Doppelbier und den reinsten Branntwein zu verzapfen. Aus diesem Grunde war auch der Rottmeister Horwath ein steter Besucher und eifriger Gönner dieser Schenkwirthin gewesen, wie auch liederliche Mönche nnd ausschweifende Pfaffen, die besonders einen kühlen Trunk und hübsche Schenkmädchen liebten, vorzugsweise gerne sich hier aufzuhalten pflegten. Für einen Menschen, wie Niebur, war gerade eine derartige Schenke ein Lieblingsaufenthalt, und als er nur erst von der strengen Klosterzucht befreit

war, säumte er auch nicht, sich tagtäglich hierher zu begeben und bald auch mit dieser Frau Fischer in ein vertrautes Verhältniß zu treten. Hatten sich doch zwei gleichgesinnte Gemüther in diesen Beiden gefunden. Bei ihrer genauen Bekanntschaft mit so vielen anrüchigen Personen in der Stadt, war die Wirthin gerade sehr dazu geeignet, dem Pfaffen einige Helfershelfer zur Ausführung seiner verbrecherischen That vorzuschlagen.

„Es muß auch ein Ketzer sein, der dem Slüter das Gift beibringt, denn sein Weib, die stolze Cäthe, paßt wie ein Drache auf, daß nicht irgendwie verdächtige Personen sich den Speisen und Getränken ihres Mannes nähern können, und hütet, daß dieser auch keine Einladungen in Häuser, wo seine Sicherheit nur im Geringsten gefährdet sein könnte, mehr annimmt," sprach die Wirthin, nachdem ihr Niebur unter verschiedenen Vertraulichkeiten und dem Geschenk einiger Dutzend Mark Lübisch die Bitte vorgetragen hatte, ihm eine geeignete Person, die dem Magister das Giftpülverchen beizubringen vermöchte, zu empfehlen. „Zwar geben sich diese verdammten Lutheraner den äußeren Anschein, gewaltsam tugendhafte Menschen sein zu wollen, die auf unsereins mit unverhohlener Verachtung herabsehen, aber es müßte doch mit

dem Teufel zugehen, wenn wir nicht auch unter dieser frommen Heerde ein Böcklein finden sollten, wie es zu unserem lobenswerthen Zwecke paßt," höhnte das freche Weib weiter. — „Ja, da habe ich ja gleich Einen gefunden, der zwar äußerlich jetzt ein recht eifriger Anhänger Slüters geworden ist, weil dieser ihm durch den Einband von seinen Büchern und Bibeln viel Geld verdienen läßt, der sich aber doch dadurch nicht abhalten lassen würde, selbst dem Teufel seine eigene Seele zu verkaufen, wenn dieser ihm für solch' schmutziges Ding nur ein irgend annehmbares Gebot machen würde," sprach sie nach einer kleinen Pause des Nachsinnens. „Es ist der Buchbinder Schönbeck, der im Geheimen noch oft zu mir kommt, und einen geeigneteren Kerl wie diesen dürften wir schwerlich in der ganzen Stadt finden."

Und nur zu wahr hatte das verruchte Weib gesprochen.

Als durch ihre Vermittelung Niebur mit diesem Schönbeck zusammengetroffen war, da erklärte sich Letzterer sehr bald gegen eine Belohnung von einigen hundert Mark bereit, dem Magister das Gift zwischen seine Speisen zu mischen. Er hatte häufige Gelegenheit, dies unbemerkt thun zu können, da er fast täglich mit ihm verkehrte. Von innerem Mitleid getrie-

ben und dem Bewußtsein erfüllt, daß es ein verdienstliches Werk sei, eine verlorene Seele zu retten und sie zu Gott zurückzuführen, hatte sich Slüter schon seit Jahren dieses Schönbeck außerordentlich angenommen. Er fand ihn als einen verwilderten, schon öfters bestraften Burschen, der dem sichern Untergange mit raschen Schritten entgegeneilte, wenn nicht eine rettende Hand ihn davon zurückhielt. Diese nun gewährte ihm der Magister, der den gewandten, anstelligen und brauchbaren Menschen einst beim Betteln getroffen hatte. Er nahm ihn als Beichtkind auf und suchte durch Religionsunterricht seine Seele zu erheben und ihn für höhere Gefühle zugänglich zu machen. Ein Buchbindermeister aus der lutherischen Gemeinde der St. Petrikirche lehrte ihn die Buchbinderei, und als er ausgelernt hatte, erhielt er von manchen Lutheranern so viel Arbeit, daß er bei geregeltem Leben einen auskömmlichen Verdienst dadurch hätte finden können. Da er ein gewandter Mensch geworden, der seine innere Ruchlosigkeit durch eine gut durchgeführte Heuchelei zu verbergen wußte, so ward er bei Taufen und anderen derartigen Festen wohlhäbiger Lutheraner auch häufig mit zur Bedienung der Gäste und mancherlei Handreichungen benutzt. Von dem Glanz des Goldes verlockt und bei seiner nur äußerlich versteckten, innerlich

aber völlig unveränderten Schlechtigkeit selbst vor der schändlichsten Handlung nicht zurückschreckend, wollte Schönbeck nun eine passende Gelegenheit benutzen, um seinem Wohlthäter Slüter das langsam wirkende Gift beizubringen. Nur zu bald sollte sich diese finden.

Ein angesehener Zunftmeister der Wollenweber, der von Anfang an zu den treuesten Bekennern der neuen Lehre gehört hatte, feierte das Tauffest seines neugebornen Sohnes, der von dem Magister Slüter in der St. Petrikirche die heilige Taufe empfangen hatte. Nach der allgemeinen Sitte jener Zeit, die reichliches Essen und noch reichlicheres Trinken bei jeder Gelegenheit liebte, wurden die Taufen dann stets durch ein frohes Bankett in der Wohnung des Taufvaters gefeiert. An solchen Festen pflegte auch der Magister, wenn es nur seine Zeit erlaubte, gerne Theil zu nehmen. Im Grunde war es ihm bei seiner großen Mäßigkeit im Essen und Trinken weniger um den Genuß des feurigen Weines zu thun, als vielmehr um die Gelegenheit, auf eine traulich unbefangene Weise mit den Gliedern seiner Gemeinde zu verkehren, solche näher kennen zu lernen, und manches treffliche Saamenkörnlein guter Lehren in ihre Herzen auszustreuen. Auch verhinderte seine Anwesenheit zuweilen das allzu starke Trinken, was so leicht sonst

zu rohen Streitigkeiten Veranlassung gab. So hatte er es denn auch fest versprochen, bei dieser Abendmahlzeit im Hause des Wollenwebermeisters zu erscheinen und dem Schönbeck, der die Einladungen besorgt, sein Kommen zugesichert. Eine günstigere Gelegenheit, um ihm das Gift beizubringen, als in dem Tumulte dieses Taufmahles, konnte der Mörder so leicht nicht finden.

Voller Hast eilte er am Morgen in die Schenkstube der Frau Fischer, wo er seinen Verführer Niebur zu finden hoffte, um von diesem das Gift sich einhändigen zu lassen. Zufällig war der Gesuchte dort nicht anwesend, und so mußte Schönbeck denn die Wirthin bitten, denselben durch einen Boten schleunigst zu benachrichtigen, daß er ihn zu sprechen wünsche.

„Wollt Ihr beiden Hallunken dem Kerl, dem Slüter, wirklich heute das Höllenpulver beibringen?" lachte das freche Weib bei diesem Gesuch um einen Boten. „Nun, wohl bekomm's ihm nnd verfehle nicht seine Wirkung — ich hasse diesen scheinheiligen Ketzer aus ganzer Seele, denn seine plärrenden Ermahnungen haben mir schon manchen früheren Gast abspenstig gemacht, der ehemals einen starken Trunk, eine frische, lustige Dirne und ein gehöriges Würfelspiel bei mir suchte und fand. Was sollte aus unsereinem

auch wohl werden, wenn diese Ketzer mit ihren strengen Sittenlehren immer mehr sich hier in unserer Stadt einnisten würden? Da sind mir die lustigen katholischen Pfaffen doch viel lieber, bei denen heißt es: leben und leben lassen, und wenn auch Einer gehörig darauf losgesündigt hat, nun, so kauft er sich für einige Mark Lübisch einen rechtschaffenen Ablaßzettel und ist so sicher dann, daß der heilige Petrus ihm das Himmelsthor aufschließt, als hätte er zeitlebens auch nicht der mindesten Sünde gefröhnt," spottete sie noch weiter.

Die Botschaft des Buchbinders hatte Niebur sehr erfreut und eiligst begab er sich durch die wohlbekannte Hinterpforte in eine verschwiegene, abgelegene Kammer der Frau Fischer.

„Heute kann's losgehen, ehrwürdiger Herr. Gebt mir nur vorerst hundert Mark Abschlagszahlung, versprecht mir die gleiche Summe, sobald unser Opfer erst wirklich unter der Erde liegt, und dann händigt mir das Gift ein, und in meinem ganzen Leben will ich nie wieder einen vollen Becher trinken oder einer Dirne rothen Mund küssen, wenn ich es dem Magister nicht noch heute Abend in den Wein mische," empfing der Buchbinder alsbald den eintretenden Pfaffen.

Zwar fand dieser die verlangte Geldsumme anfänglich wohl etwas zu hoch und versuchte, davon abzudingen, allein der schurkische Schönbeck, der von seiner Unentbehrlichkeit nur zu sehr überzeugt war, wollte unter dem Vorwande, daß er der Frau Fischer ein Viertel davon abgeben müsse, um ihre Verschwiegenheit zu erkaufen, sich nicht auf eine Abdingerei einlassen.

So empfing er denn sein Geld, zugleich aber auch ein kleines Fläschchen mit dem schleichend wirkenden Gifte, welches noch der Pater Dionysius bereitet und dem Prior Rothstein hinterlassen hatte, und dabei die Weisung, dessen Inhalt in die Weinkanne, aus welcher Slüter trinken werde, zu tröpfeln.

„Laßt das mich nur machen, ich verbürge mich, innerhalb vier und zwanzig Stunden hat der Slüter das Gift im Leibe, daß er daran wie eine Ratte krepiren soll," renommirte der schurkische Buchbinder und gab zugleich der Wirthin den Befehl, hier eine Kanne von dem besten Wein, den sie nur im Keller liegen habe, herbeizuholen. In nur zu pünktlicher Weise sollte er sein ruchloses Verbrechen nun auch erfüllen.

Es war ein frohes Taufmahl, welches am Abend in der Wohnung des wohlhäbigen Meisters der Wollenweberzunft abgehalten wurde. Die Mutter des Täuf-

lings, so eine recht kernhafte norddeutsche Bürgerfrau, war schon wieder so munter, daß sie am siebenten Tage nach der Geburt selbst mit in die Kirche zur Taufe gegangen war, und der Junge so derb und kräftig, mit so rothen, gesunden Backen und einer so durchdringenden Schreistimme, daß die erfreuten Eltern sich schon der schönen Hoffnung hingeben durften, mit Gottes Hülfe dereinst einen tüchtigen Mann aus ihm zu ziehen, der seiner Vaterstadt schon alle Ehre machen würde. Und welche herrliche, so recht zu Herzen dringende Taufrede hatte der Magister bei der heutigen heiligen Handlung wieder in der St. Petrikirche gehalten! Nicht allein, daß die Mutter des Kindes und sämmtliche anwesende Frauen davon bis zu Thränen gerührt wurden, denn dies gehörte sich nun herkömmlicher Weise einmal nicht anders, sondern auch der Vater meinte selbst, es habe ihm dabei fast mitunter in den Augen geprickelt, als wenn er einen schönen Hecht mit recht scharfem, geriebenem Meerrettig gegessen.

Nach dieser Rührung in der Kirche mundete aber den zahlreichen Gästen das frohe Mahl in der Wohnung des Wollenwebers desto besser. Die Speisen, unter denen Lachs und andere Seefische vielfach vertreten waren, machten der Küche alle Ehre, und daß

der Gastgeber schon für einen reichlichen Trunk echten Franzweins, wie man ihn an der norddeutschen Seeküste so sehr liebte, gesorgt hatte, war bekannt. So ließen es sich denn alle diese ehrsamen, kräftigen Zunftmeister aus verschiedenen Gewerken, durchweg Lutheraner und warme Verehrer Slüters, sehr wohl sein und schmauseten und zechten an der wohlbesetzten Tafel, daß es eine Lust war. So kleine Fingerhüte von Weingläsern, wie sie jetzt im Gebrauch sind, hätten die Trinker im Mittelalter mit höchster Verachtung zurückgewiesen, und sollte ein Trunk ihnen wohl munden, so mußte er in mächtigen Humpen von Zinn oder besser noch von Silber ihnen entgegenperlen.

So fröhlich auch sämmtliche Gäste waren, wollte doch Slüter, der den Ehrenplatz am Tische einnahm, diesmal nicht so recht in diese allgemeine Lust mit einstimmen, wie es sonst eigentlich seine Gewohnheit war. Eine innere Schwermuth schien ihn gefesselt zu haben, ohne daß er sich selbst über deren Ursache Rechenschaft abzulegen vermocht hätte, und wäre es nach seiner Neigung gegangen, so würde er gerne das Mahl verlassen und sich in sein Hans zu seinem trauten Weibe und seinem herzigen Sohn Elias, der jetzt in das dritte Lebensjahr ging, zurückbegeben haben. Nur der Umstand, daß sein früheres Fortgehen, be-

vor wenigstens das eigentliche Mahl beendet war, seinen freundlichen Wirth beleidigen dürfte, hielt ihn noch bei der Tafel fest.

Nicht ohne Besorgniß hatte der Taufvater diesen stillen, schweigsamen Zustand des von ihm so hochverehrten Seelsorgers bemerkt. Er fürchtete, daß der herbe, etwas schwere Franzwein ihm nicht munden möchte, und gab dem Schönbeck, der die Leitung der Aufwartung besorgte, einen heimlichen Wink, eine Flasche süßen, italienischen Weines herbeizuholen, in den silbernen Ehrenpokal zu schenken und diesen vor den Magister hinzustellen.

Die Phiole mit den Gifttropfen im Wamms verborgen, hatte der verrätherische Kerl bisher, behende und geschickt wie immer, die Aufwartung und namentlich das Einschenken des Weines in die Humpen besorgt. So eifrig er auch darnach spähte, hatte sich noch immer nicht eine günstige Gelegenheit, das Gift heimlich in den für Slüter bestimmten Pokal einzugießen, darbieten wollen und schon befürchtete er, seinen beabsichtigten Mordplan auf einen anderweitigen günstigeren Zeitpunkt aufschieben zu müssen. So recht erwünscht kam ihm jetzt daher dieser Auftrag. Er eilte in den Keller, holte die Flasche mit dem süßen Weine herbei, füllte einen silbernen Pokal, ein hoch-

geschätztes Erbstück des Hauses, damit und tröpfelte dann sorgsam das Gift aus der Phiole in den goldglänzenden edlen Wein. So lasterhaft war das innere Gefühl dieses Meuchelmörders, daß seine Hand bei der Ausführung dieser Schandthat nicht einmal zitterte, und nur ein höhnisches Grinsen über die glücklich vollbrachte That überflog sein Gesicht, als er die Worte vor sich hinmurmelte: „So, der Wein hätte seine gehörige Würze erhalten, möge er Euch gut bekommen, Herr Magister!"

„Will mir doch, mein hochverehrter Gast, beinah' dünken, daß der Franzwein Eurer Kehle nicht recht munden mag und habe Euch deshalb den Ehrenbecher mit süßem, altem Falerner, den einst ein Ohm von mir, der Schiffer war, mit aus Welschland herbrachte, füllen lassen," sprach der Wollenwebermeister zu Slüter, als Schönbeck den verhängnißvollen Becher vor diesen hingesetzt hatte.

„Ist mir eigentlich gar nicht um das Trinken zu thun, doch wollt Ihr mir es zubringen, mein lieber, freundlicher Gastgeber, so will ich, wie es meine Schuldigkeit ist, Euch gerne nachzukommen suchen," antwortete der so Angeredete.

Da es die Sitte so heischte, ergriff der Gastgeber nun den Pokal, und sich höflich vor Slüter vernei-

gend, sprach er: „Ich trinke auf Euer Wohlsein, hochehrwürdigster Herr, möget Ihr zum Heil und Frommen unserer guten Vaterstadt noch ein langes, gedeihliches Leben bei uns führen," und den Pokal ansetzend, that er einen gar langen Zug daraus. Der süße, feurige Wein mußte ihm besonders gut munden, und es schien fast, als könne er seine Lippen so leicht nicht wieder davon fortbringen.

Als nun nach altem Gebrauch der Magister Slüter den Pokal in die Hand nahm, sprach er: „Auf das Wohl des jungen Täuflings, möge er seinem Vater ähnlich werden und zu einem kräftigen, tüchtigen Bürger dieser Stadt dereinst heranwachsen!" Da ihm aber an diesem Abend nicht viel um das Trinken zu thun war, trank er nur wenige Züge und reichte alsdann den Pokal, der etwa noch ein Drittel gefüllt sein mochte, seinem Nachbar zur Rechten, dem Altmeister der ehrsamen Böttcherzunft, Jochen Schwarnekow, hin. Der war der erste Taufpathe des Knaben und auch sonst ein sehr wohlangesehener Bürger, daher ihm diese besondere Ehre zukam. Der alte Schwarnekow, ein herkulisch gebauter Mann, war bekannt wegen des tiefen Zuges, den seine Kehle hatte, und bewährte dies auch heute wieder, denn als er den Pokal nach längerer Pause wieder vom Munde

absetzte, war derselbe auch bis zur Nagelprobe geleert, ein Umstand, der bei den Umsitzenden einiges Gelächter erregte.

Große Ermüdung vorschützend, verließ der Magister nach beendetem Mahle gar bald die Gesellschaft und nahm an dem darauf folgenden Trinkgelage keinen weiteren Antheil. Eine ganz ungewöhnlich düstere Stimmung bewegte seine Brust und raubte ihm die Lust dazu, und er fühlte sich erst wieder froh, als er daheim in seinem Arbeitsstüblein neben seinem theuren Weibe saß, mit dieser, wie allabendlich seine Gewohnheit war, in ernst-verständigem Gespräch Alles, was sie am Tage gedacht, gesprochen und gethan hatten, noch einmal in das Gedächtniß zurückrufend. Auch der süße Falerner Wein hatte ihm nicht recht gemundet und er erzählte seiner Frau, daß ihm ein eigenthümlicher, scharfer und bitterer Nachgeschmack davon im Munde zurückgeblieben sei, den er nur durch einen Trunk Wasser habe wieder entfernen können.

Die Folgen des von Schönbeck in den Wein gemischten Giftes sollten sich nur zu bald in ihrem ganzen Umfange zeigen. Schon am dritten Tage nach dem Taufmahl erkrankten sowohl der Gastgeber selbst, wie auch der Böttchermeister, die Beide den weitaus größten Theil des Weines getrunken hatten, auf die

gefährlichste Art. Schwindel, Kopfweh, Trockenheit in der Kehle und bald ein gar nicht zu löschendes Feuer in den Gedärmen, waren die Symptome dieser Krankheit. Fast eine Woche kämpfte die kräftige Natur dieser beiden Männer mit dem beigebrachten Gifte, aber vergeblich waren alle Heilmittel, welche die damalige Arzneikunde nur gebrauchen konnte, an einem und demselben Tage waren sie Beide Leichen.

Zwar kannte in jener Zeit die Wissenschaft die Section der todten Körper und gar das Herausscheiden des Giftes aus den Eingeweiden der Vergifteten noch nicht, daher der Beweis einer Vergiftung sehr schwer zu führen war, allein das allgemeine Gerede der Stadt behauptete schon gleich anfänglich, nur ein beigebrachtes Gift könne den schnellen Tod der beiden sonst so kräftigen Männer herbeigeführt haben. (Historisch.)

Die Grabrede der beiden Verstorbenen hielt noch der Magister Slüter ab, und nach dem einstimmigen Urtheil aller seiner Anhänger soll er dabei so vortrefflich gesprochen haben, daß der bleibende Eindruck seiner Worte ein ganz außerordentlicher war.

Als er sich von dem Kirchhofe zu St. Petri nach seiner nahegelegenen Wohnung begab, begann auch er zuerst die Wirkung des genossenen Giftes zu spüren.

Seine Glieder waren matt und wie mit Blei gefüllt, sein Appetit schwand immer mehr, hingegen quälte ihn ein fast unaufhörlicher, kaum zu stillender Durst. Es waren alles dies dieselben Anzeichen, welche sich auch zuerst bei den beiden schon Gestorbenen gezeigt hatten.

Und nicht besser, sondern von Tage zu Tage kränker und hinfälliger ward nun Slüter und nur seine seltene geistige Energie vermochte dem leidenden Körper die Kraft zu verleihen, daß er seine Amtsgeschäfte noch immer verrichtete.

Das schwere und zunehmende Leiden ihres vielgeliebten Predigers an derselben Krankheit, welche den Böttcher- und Wollenwebermeister so plötzlich in das Grab gebracht hatte, erregte die Gemüther aller Lutheraner im höchsten Grade. Man erinnerte sich, daß schon früher wiederholt von Seiten der fanatischen Papisten Vergiftungsversuche gegen Slüter gemacht waren, und so steigerte sich der Argwohn, es könnte auch dieses Mal wieder geschehen sein, täglich immer mehr. In dem Hause des Baders Peter Schmidt fand daher eine allgemeine Versammlung der angesehensten Slüterianer statt und einstimmig ward der Beschluß gefaßt, einen hohen Rath nöthigenfalls mit

Gewalt zu zwingen, die schärfste Untersuchung für diesen Fall anstellen zu lassen.

War aber eine Vergiftung geschehen, so konnte diese allein durch den Falerner Wein bewirkt sein, denn nur die drei Männer, die davon getrunken hatten, waren erkrankt, allen anderen Gästen bei dem Taufmahl fehlte nicht das Mindeste. Dies hatte der Eifer des Badermeisters schon herausgespürt. Ohne weitere Umstände gingen nun ein halbes Dutzend Lutheraner unter Anführung des Schiffers Hinrich Wulf in die Wohnung des Buchbinders Schönbeck, der ihnen überhaupt schon wegen mancherlei schlechter Streiche, die er mit vielem Geschick bisher verheimlicht hatte, längst verdächtig geworden, um ihn zu verhaften und gleich bei dem Rath als Gefangenen abzuliefern.

Von der Schuld des bösen Gewissens übermannt, legte der Verhaftete schon den ihn verhaftenden Männern nach kurzem Verhör das Geständniß ab, daß er von dem Pfaffen Niebur verführt worden sei, Gift in den für Slüter bestimmten Wein zu gießen. Kaum hatte sich die Kunde hiervon unter den zusammengeströmten Lutheranern verbreitet, so ward ihr gerechter Zorn ob solcher Schandthat so groß, daß sie mit wildem Geschrei die Auslieferung des Verbrechers begehrten, um ihn auf der Stelle als Racheopfer zu

zerreißen. Nur mit Mühe gelang es den Worten des Baders Peter Schmidt und noch einiger anderen Männer, die wildaufgeregte Volksmenge so weit zu beruhigen, daß sie in die Abführung Schönbecks in die Frohnerei einwilligten, damit dort wenigstens ein Verhör mit ihm angestellt und dadurch ermittelt werden könne, wie die Anstifter des Verbrechens zu entdecken und zur Strafe zu ziehen wären. Aber trotz dieses beruhigenden Versprechens bedurfte es mindestens 20 gut bewaffneter Seeleute, um den Bösewicht sicher in die Frohnerei zu bringen, solche wilde Lust zeigten die Volkshaufen, sich seiner zu bemächtigen und ihn sogleich zu tödten.

Vor dem von einem hohen Rath abgeordneten Richter legte Schönbeck nun alsbald ein offenes und umständliches Geständniß seines scheußlichen Verbrechens ab und gab dabei an, wie und wo er zu demselben verführt sei. Zwar mochte es immerhin manche Rathsherrn höchst unangenehm berühren, jetzt gegen das Dominikanerkloster St. Johannis einschreiten zu sollen, allein die Volkswuth war so groß, daß man eine gewaltsame Erstürmung und Zerstörung des Klosters hätte befürchten müssen, wenn dies unterblieben wäre. So ward denn schon am Abend eine starke Abtheilung bewaffneter Schaarwächter dorthin

geschickt, um die Gefangennahme des Niebur zu bewirken und diesen unter dem Schutz der Nacht als Gefangenen in die Frohnerei zu geleiten. Auch die Frau Fischer ward alsbald gefangen genommen und da die noch immer wild aufgeregten Lutheraner ein Opfer ihres Zornes haben wollten, so wußten einige listige Rathsherrn das Gerücht unter der Menge zu verbreiten, daß diese ja schon stets übelberüchtigte Frau mit die Hauptanstifterin der Unthat gewesen und das Gift in ihrem Hause bereitet sei.

Unter lautem Gebrüll zog die Volksmasse nun nach diesem Hause, erstürmte dasselbe und zerstörte es in wilder Wuth bis auf die letzten Grundmauern, wobei die Schaarwächter wohlweislich sich hüteten, einzuschreiten.

Mit frecher Miene versuchte Niebur jede Betheiligung an dieser Vergiftung zu läugnen, und selbst als die Frau Fischer und Schönbeck ihm gegenübergestellt wurden, behauptete er, daß nur ein schändliches Complott jener Beiden ihn dieser That, an welcher er vollkommen unschuldig sei, bezüchtigen könne. In einer geheimen Sitzung beschloß ein hoher Rath nun aber, daß am nächsten Tage der erste Grad der scharfen Frage oder Folter gegen den Läugnenden angewandt werden solle, um ihn auf diese Weise zu einem

Bekenntniß seiner Schuld zu zwingen; ein Verfahren, wie es ganz dem Geiste jener Zeit angemessen war.

Es lag mehreren angesehenen Mitgliedern der papistischen Partei ungemein viel daran, daß der Antheil eines Pfaffen an der Vergiftung Slüters nicht erwiesen würde, im Gegentheil vielmehr der ganze Fall so dargestellt werden möchte, als habe Schönbeck aus Rache gegen den Wollenwebermeister das Gift in den Wein gegossen und der Magister nur zufällig mit davon getrunken.

Die Macht des Goldes ist zu allen Zeiten eine sehr große gewesen und so bewirkte auch hier dieselbe das, was sonst unmöglich geschehen wäre. Ein Knecht des Gefangenwärters auf der Frohnerei ließ sich durch eine bedeutende Summe Goldes bestechen, den gefangenen Geistlichen vor diesem peinlichen Verhör entwischen zu lassen, worauf er denn selbst gleich das Weite suchte.

Zwar war der Anstifter des Mordes seinen weltlichen Richtern, nicht aber seinem Gewissen entflohen. In dem Verhör vor einem hohen Rath hatte er seine Betheiligung an dem Verbrechen gradezu geläugnet, als er aber nun in finsterer Nacht durch die Felder floh, um nach Güstrow zu entkommen, wo er vorläufig einen heimlichen Unterschlupf zu finden hoffte, über-

mannte ihn die Reue desto stärker. Er sah ein langes Leben der Schande und des Elendes vor sich, denn das Brandmal des Mörders haftete für immer an seinem schuldbeladenen Haupte. Die Verzweiflung packte ihn und schon am ersten Tage nach seiner Flucht fand man ihn unweit Güstrow an dem Aste eines hohen alleinstehenden Eichbaumes als Leiche hängen. (Historisch.) Er hatte die Gürtelschnur seiner Ordenskutte als Strick benutzt, um damit sich eine Schlinge um den Hals zu machen. Mit einem Stifte hatte er auf ein kleines Blatt Pergament, das in seiner Rocktasche steckte, geschrieben: „Ich sterbe als Mörder. Gott wolle sich meiner armen Seele in Gnaden erbarmen."

Die papistische Partei suchte zwar dies Blatt heimlich zu vernichten, bevor dessen Inhalt bekannt wurde, doch war die Kunde davon schon unter die Lutheraner gedrungen, ehe dies geschehen konnte.

War nun Niebur auch entflohen, so suchte man die andern beiden Mitschuldigen, Schönbeck und Frau Fischer, desto härter zu bestrafen. Sie mußten zuerst noch einen Grad der Folter ertragen, allein da ihnen wirklich unbekannt war, daß Niebur das Gift von dem Prior Rothstein erhalten hatte, so konnten sie dessen Namen auch nicht angeben. Allzu große Milde

gegen Verbrecher lag ja überhaupt nicht im Geiste des Mittelalters und so wurden denn diese Schuldigen, der Giftmischerei und der Zauberei geständig, zum Tode des Verbrennens auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Da sie der höheren Fürsprache entbehrten und im Gegentheil die vornehmeren Papisten erfreut waren, die ganze schwere Last dieses Verbrechens gerade diesen Beiden zuwälzen zu können, so ward diese grausame Strafe des Feuertodes bei lebendigem Leibe auch an ihnen vollzogen. (Historisch.) Auf dem Galgenberge unfern der Stadt wurden zwei große Scheiterhaufen aus dürrem Holze errichtet und die Verurtheilten, in härene Gewänder gekleidet und an Händen und Füßen stark gefesselt, auf dem Karren des Schinders dahin geführt und durch die Knechte des Henkers an einem starken Pfahl befestigt. Ein Priester reichte ihnen noch im letzten Augenblick ein Cruzifix zum Kusse, worauf die Henkersknechte große Bünde brennendes Kienholz auf die Scheiterhaufen warfen, so daß diese alsbald in vollen Flammen standen. Der Rauch und die Glut erstickten in kurzer Zeit das Schmerzensgeschrei der Verbrennenden und diese fanden dadurch einen sehr schnellen Tod. Eine solche öffentliche Verbrennung auf dem Scheiterhaufen war aber für das Volk ein willkommenes

Schauspiel, dem Tausende von Zuschauern in hellen Haufen zuströmten. Und nun gar in diesem Falle, wo die Verbrecher wegen Mord und Zauberei diese Strafe erlitten, denn im peinlichen Verhör hatte Schönbeck auch gestanden, daß er auf Anleitung Niebur's wiederholt Erde aus Gräbern vor die Thüren der lutherischen Geistlichen geschüttet, damit diese den Tod dadurch finden sollten, wie dies ein vielverbreiteter Aberglaube in jener Zeit für wahr hielt (historisch), war der Andrang der Zuschauer ungemein groß.

Daß übrigens der eigentliche intellectuelle Urheber dieses Giftmordes der Prior Rothstein vom Dominikanerkloster St. Johannis sei, durchlief als ein dunkles Gerücht gar bald die ganze Stadt. Die streng katholische Partei bestritt es zwar mit aller Bestimmtheit, obgleich es wohl manche Männer darunter geben mochte, die es im Grunde ihres Herzens selbst für wahr hielten, bei den Lutheranern hingegen fand es nur zu vielen Glauben. Wiederholt schon hatten einzelne Führer der Letzteren den Vorschlag gemacht, das Kloster zu erstürmen und zu zerstören, die Dominikanermönche zu vertreiben und den schurkischen Prior ohne Weiteres aufzuknüpfen, um somit die Vergiftung Slüters zu rächen, und nur mit Mühe vermochten mehrere vernünftige Männer, wie Peter

Schmidt und Hinrich Wulf, ihre Glaubensgenossen von so einer Gewaltthat abzuhalten. Der Magister Slüter, selbst schon den Tod im Herzen tragend und körperlich so schwach, daß er sich auf die Kanzel mußte tragen lassen, ermahnte in einer seiner letzten Predigten alle seine Anhänger auf das Inständigste, sich zu keiner That der Rache und Gewalt hinreißen zu lassen, sondern die Sühne für das verübte Verbrechen der göttlichen Gerechtigkeit anheim zu stellen. Und nicht allznlange sollte diese ausbleiben.

Noch in dem Sommer desselben Jahres, als Slüter gestorben war, schlug bei einem heftigen Gewitter der Blitz in das Kloster zu St. Johannes und zerstörte es größtentheils. Der Schlag hatte auch den Prior Rothstein in seiner Zelle so hart getroffen, daß er an allen Gliedern gelähmt, aus dem brennenden Hause fortgetragen werden mußte und wenige Tage darauf starb. Die katholische Partei in Rostock, ja in ganz Mecklenburg, verlor in diesem geistig sehr begabten und dabei rastlos thätigen, energischen und vor keinem Verbrechen zurückschaudernden Mann, wenn es die Vertheidigung seines Glaubens gegen die neue Lehre Luthers galt, unbedingt mit einen ihrer bedeutendsten Führer. Vorzüglich in Rostock selbst sollte es sich gar bald zeigen, welchen

großen Einfluß der Pater Rothstein auf sehr viele angesehene Männer gehabt hatte. Schon wenige Monate nach seinem Tode erklärten mehrere Mitglieder eines hohen Raths öffentlich ihren Uebertritt zur neuen Lehre und auch unter den Söhnen und Töchtern der angesehensten Geschlechter fand sie allmählig immer mehr Anhänger.

So verfügten denn schon am ersten Tage Trinitatis des Jahres 1532 zwei Bürgermeister der Stadt, Berend Hagemeister und Berend Krohn, beides sehr geachtete Männer, als Patronen der Kirche zu St. Georg, daß die dort fungirenden katholischen Geistlichen, die sich durch ihren gehässigen Fanatismus gegen die neue Lehre besonders bemerklich gemacht hatten, ihres Dienstes entlassen und durch einen neuen lutherischen Geistlichen ersetzt werden sollten.

Noch mehr Begünstigungen des Lutherthums geschahen aber im folgenden Jahre. Ein vormaliger Franciskanermönch, der, durch Slüters Einfluß bewogen, zum neuen Glauben übergetreten war, wurde zum Prediger am Nonnenkloster zum Heiligen Kreuz bestellt, und da eine Anzahl von Nonnen, welche ihrem alten Glauben treu bleiben wollten, die Annahme dieses Predigers verweigerten und es in Folge dessen im Kloster zu den heftigsten Streitigkeiten und ärger-

lichsten Verdrießlichkeiten kam, die sogar bis zu einer blutigen Schlägerei der verschiedenen Nonnen gegen einander, wobei Nägel und Zähne eine große Rolle gespielt haben sollen, ausarteten, so ward 1534 das Nonnenkloster zum Heiligen Kreuz gänzlich aufgehoben und in eine neue Stiftung umgewandelt.

Auch ward schon 1533 in der Carthause zu St. Marienehe unweit Rostock den dortigen Mönchen von einem hohen Rath aufgegeben, keine neuen Brüder mehr aufzunehmen, worauf dann ebenfalls 1534 das Dominikanerkloster St. Johannis, soweit dasselbe nach dem Brande noch bestand, zu einer evangelischen Schule und das Franciskanerkloster zu St. Catharinen zu einem Armenhause eingerichtet wurde. Auch das St. Michaeliskloster ward in demselben Jahre noch aufgehoben.

Somit bestanden von diesem Jahre an keine Klöster in Rostock mehr und diese Hauptträger des Papismus und des finstersten Fanatismus waren aus der alten Hansastadt verschwunden. Von den Mönchen trat ein nicht geringer Theil der jüngeren und fähigeren Männer öffentlich zum Lutherthum über und viele von ihnen, die sich bald verehelichten, verwalteten Predigerstellen an den verschiedenen Kirchen. Andere, unter denen sich manche geborene Westphalen

befanden, kehrten in ihre Heimath zurück, während wieder einzelne ältere Mönche von einem kleinen ihnen ausgeworfenen Gnadengelde lebten und allmälig ausstarben.

Noch gar viele schwere Kämpfe und innere Zwistigkeiten mußten aber in der Stadt bestanden werden, bevor alle diese in ihren späteren Folgen so unendlich wichtigen Reformen zur wirklichen Ausführung gelangten. Mit großer Hartnäckigkeit vertheidigte die streng papistische Partei, die unter den angesehenen Geschlechtern noch immer manche sehr einflußreiche Personen zählte, die alte Lehre und machte den Anhängern der neuen Kirche ihren Sieg wahrlich nicht leicht.

Hatten die heimtückischen Lästerungen und arglistigen Verläumdungen gegen die Lutheraner und deren thätigste Führer doch einen so hohen Grad erreicht, daß selbst der Rath sich bewogen fand, 1533 durch einen eigenen Erlaß, der öffentlich an der Rathhausthür angeschlagen und laut verlesen ward, dieselben auf das Strengste zu untersagen und sogar einen Preis von 100 Mark Lübisch darauf zu setzen, wer einen solchen Lästerer so namhaft mache, daß er deshalb zu Gericht gezogen werden könne. Die alljährlich zweimal deshalb verlesene öffentliche Verwarnung lautete in der Sprache jener Zeit: „Ein Jeder soll

hebben einen höfischen Mund up de Ritter un de Knappen, up Leyen un Pagen." (Historisch.)

Auch der gelehrte und kluge Syndikus der Stadt, Doctor Johann Oldendorp, dessen Einfluß es vornehmlich zuzuschreiben war, daß ein hoher Rath sich plötzlich so sehr günstig für die Reformation erklärte, sah sich genöthigt, eine eigene kleine Vertheidigung gegen seine heimlichen Verläumder und Ehrabschneider drucken und verbreiten zu lassen. Das Büchlein führte den bezeichnenden Titel: „Wahrhaftige Entschuldinge Doctor Johann Oldendorp Syndici zu Rostock wider de mordgierigen upröhrschen Schanddichter und falschen Ankläger."

Man sieht, das heimtückische Gesindel der Lügner und Verläumder, welches in unserer Gegenwart so viel Unheil anstiftet und sich zumal an die Fersen großer hervorragender Männer, die mit gewaltiger Kraft Vermorschtes und Unbrauchbares einreißen und Neues und Besseres dafür an seine Stelle setzen, heftet, um deren Werth zu verringern und ihren Ruhm zu schmälern, mangelte schon jenen Zeiten des Mittelalters keineswegs und die Waffen dieser Angreifer waren der Verrath und die schleichende Bosheit, aber trotzdem schritt die Reformation unbekümmert um all solche erbärmlichen Machinationen siegreich vorwärts

und errang sich von Jahr zu Jahr einen immer größeren und tiefer eingreifenden Erfolg.

Dem Magister Slüter, dem Hauptbegründer derselben in Rostock und dadurch in ganz Mecklenburg, war es nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse leider nicht mehr vergönnt, sich der gewaltigen Fortschritte, die sein edles Werk machte, erfreuen zu dürfen. Mit zu großer Geschicklichkeit hatte der Pater Dionysius das Gift bereitet, welches in seinem Lebensmark wüthete, als daß dessen Gewalt, bei dem damaligen Standpunkt der Arzneiwissenschaft, noch wieder gebrochen zu werden vermochte. Zwar hatte der Vergiftete nur einen geringen Trunk des vergifteten Weines gethan, seine ungeschwächte mannhafte Jugendkraft leistete den energischsten Widerstand und was die berühmtesten Professoren und Doctoren der Medizin in Rostock, ja sogar in Hamburg und Lübeck an den verschiedensten, theilweise wirklich wunderlichsten Mitteln nur anzugeben vermochten, um den Giftstoff aus dem Körper zu entfernen, ward von Slüter auf das Gewissenhafteste angewandt, und doch war Alles vergebens. Von Woche zu Woche siechte er mehr zusammen und seine Kräfte schwanden ersichtlich, ohne daß er fortan irgend bedeutende Schmerzen fühlte. Es war wirklich eine rührende Erscheinung, wenn der

Kranke, auf den Arm seiner treuen Gattin gestützt, deren aufopfernde, sich selbst vergessende Liebe in dieser schweren Zeit sich so recht glänzend zeigte, mit langsam schwachem Schritt am Strande oder auf dem langen Damm vor dem Petrithor hinschlich, um die milde Luft des Frühlings in die schwache Brust einzuathmen. Bleich und elend war seine Gesichtsfarbe, eingefallen seine Wangen, matt der sonst so lebhafte Blick seines Auges und leise der Klang seiner Stimme, aber der Ausdruck der Güte und Liebe für seine Mitmenschen und des unbedingten festen Gottvertrauens ruhte unvertilgbar auf dem edlen Antlitz. Er wußte selbst, daß er in wenigen Wochen unrettbar dem Tode verfallen sei, und konnte die Tage fast zählen, die ihn von seinem frühen Grabe noch trennten, aber trotz dieser schmerzlichen Gewißheit kam niemals eine Klage oder gar eine Verwünschung seiner Feinde über seine Lippen. Diese so ungemein seltene Ergebenheit Slüter's in den letzten Wochen vor seinem Scheiden verfehlte nicht, ihren Einfluß selbst auf die rohsten Menschen auszuüben. Sonst war er oft am Strande von den Matrosen und Hafenarbeitern mit lautem Jubel und lustigem Hüteschwenken begrüßt worden, nunmehr aber verstummte wie unwillkürlich jeder frohe Gesang, sobald er sich näherte. In stiller Rührung, mit

abgezogenen Kopfbedeckungen drängte sich das Volk, alt wie jung, Weib und Mann, dicht an den beiden Seiten des Weges, den er schritt, zusammen, um so schweigend die tiefe Verehrung, die es für diesen Mann fühlte, ihm zu bezeigen. Niemals und zu keiner Zeit ward einem Fürsten in der alten Hansestadt Rostock so hohe Ehrfurcht gezollt, als jetzt deren Bürger in ihrer weitüberwiegenden Mehrheit Slütern, dem Einführer der Reformation, bewiesen. Es lag etwas wahrhaft Imponirendes in dieser gewaltigen Huldigung, die eine ganze Bevölkerung einem einfachen Magister aus freiem Antrieb erzeigte.

So lange seine körperlichen Kräfte nur irgendwie dazu ausreichten, versäumte Slüter nicht, allsonntäglich auf seiner geliebten Kanzel zu St. Petri, diesem für alle ferneren Zeiten ehrwürdigen Platz, von wo aus zuerst die reine Lehre Luthers im ganzen mecklenburgischen Lande verkündigt wurde, die Predigt zu halten. Er ward zuletzt schon so schwach und die angeschwollenen Füße versagten so oft ihren Dienst, daß er sich auf die Kanzel tragen lassen mußte, um nur noch seine Predigt vor den Zuhörern in der überfüllten Kirche halten zu können. Werthvoll waren die mit leiser Stimme in dem lautlosen Gotteshause gesprochenen

Worte und ihr Eindruck in den Herzen der Menschen ein unauslöschlicher.

Und schwächer und immer schwächer ward der Körper, obgleich der Geist bis zum letzten Augenblick klar und gefaßt blieb. Als die Glocken von den gesammten Thürmen der Stadt Rostock, am Vorabend des Festes, das heilige Pfingstfest einzuläuten begannen und ihre feierlichen Klänge, vereint mit Frühlingsluft und Lindenblüthenduft von den hohen Bäumen auf dem Platze vor der St. Petrikirche, unter deren grünem Laubdache der Magister früher so manche seiner herrlichen Predigten gehalten hatte, in die auf seinen Wunsch weitgeöffneten Fenster der Krankenstube eindrangen, da sprach der auf seinem Ruhebette Liegende mit leiser Stimme: „Dies wird mein Todtengeläute sein, am nächsten Tage, als dem ersten Pfingstfesttag, wird Gott der Herr meine unsterbliche Seele zu sich nehmen und vor sein ewiges Gericht fordern."

Und noch am späten Abend mußte auf sein ausdrückliches Begehren der Prediger Paschen Grüvel, der seine Ehe eingesegnet hatte, ihm das heilige Abendmahl reichen. Es war dies eine ungemein ergreifende Feierlichkeit, bei der Keiner der Anwesenden ohne tiefe Rührung blieb.

Am ersten Pfingtagmorgen nahm Slüter von seinen

näheren Freunden, unter denen sich Peter Schmidt, Schiffsbaumeister Willgaß, Schiffer Bradhering und Hinrich Wulf befanden, den letzten Abschied für dieses Erdenleben und bat sie, den Gottesdienst zu besuchen und für seine unsterbliche Seele, die nun bald zur ewigen Heimath in einer andern Welt sich emporschwingen werde, zu beten. Ueber alle Beschreibung rührend war sein Abschied von der treuen, vielgeliebten Jungfer Suse, die während seiner langen Krankheit auch wieder unermüdlich in seiner Pflege gewesen und seine erschöpfte Frau darin abgelöst hatte, und es schien fast, als ahne der Sterbende, welches ungeheure Opfer dies seltene Mädchen ihm gebracht, als sie, der eigenen Liebe entsagend, seine Heirath mit seiner jetzigen Ehefrau so wesentlich befördert hatte.

Die Hand seiner treuen Cäthe erfassend, fiel er nun bald in eine Betäubung, aus der er noch einmal erwachend, um 2 Uhr, gerade als der Nachmittags-Gottesdienst des Pfingsttages eingeläutet wurde, seine Seele aushauchte. (Historisch.)

Wohl waren die gesammten Lutheraner in Rostock auf diesen unersetzlichen Verlust, der ihnen durch Slüter's frühen Tod zugefügt wurde, schon längst vorbereitet gewesen und doch fühlten sie jetzt, als die Nachricht davon sich mit Blitzesschnelle in der ganzen

Stadt verbreitete, erst so recht, was sie an ihm verloren hatten. Der Schmerz war ein ebenso allgemeiner, wie auch aufrichtiger und es gab fast keinen Lutheraner, der nicht auch die äußeren Zeichen der Trauer angelegt hätte.

Seine Beerdigung, die auf dem Kirchhofe zu St. Petri erfolgte, war die feierlichste, die seit langen Jahren gewesen und weder der mächtigste Bürgermeister, noch das Haupt des vornehmsten Geschlechtes der Stadt durften sich eines solchen Leichengefolges rühmen, wie solches jetzt dem armen Fuhrmannssohn Slüter, der mit dem Felleisen auf dem Rücken zuerst als fahrender Schüler durch die Thore der Stadt eingewandert war, zu Theil wurde.

Sein Leichenstein enthielt in lateinischer Sprache die Inschrift: „Grabmal des Magisters Joachim Slüter, welcher im Jahre des Herrn 1523 das Evangelium in dieser Stadt rein zu predigen anfing, deshalb vergiftet ward und am Pfingsttag 1532 starb."

Wohl mochten manche fanatischen Papisten über das frühe Ende des so bitter gehaßten Feindes laut jubeln und die Hoffnung hegen, daß nun nach seinem Tode die neue ketzerische Lehre bald wieder aus der Stadt verschwinden und dafür der unbedingte Glaube an die Satzungen des Papstes zu Rom zurückkehren

werde. Es war dies aber eine gar arge Täuschung, denn wie wir vorhin schon anführten, breitete sich auch jetzt nach dem Tode ihres begeisterten Lehrers die Reformation von Jahr zu Jahr mächtiger, nicht allein in Rostock und den gesammten mecklenburgischen Landen, sondern zugleich auch an der ganzen deutschen Ostseeküste aus.

Den ersten Grundstein hierzu hatte aber unbedingt mit der Magister Joachim Slüter gelegt und so darf man ihn ohne Uebertreibung wohl den bedeutendsten und auf das Geschick von Millionen den weitaus größten Einfluß ausübenden Mann nennen, den das Land Mecklenburg jemals, so lange die Geschichte diesen Namen nur in ihrem Buche eingetragen hat, hervorbrachte.

Eine mildere Sitte, als das Mittelalter kannte, und die fortgeschrittene Bildung und dadurch gewecktes Gerechtigkeitsgefühl hat bei uns in Deutschland die gehässige Erbitterung, welche früher nur zu lange zwischen dem Katholicismus und Protestantismus bestanden, bis auf wenige vereinzelte Ueberbleibsel längst verwischt. In wahrhaft christlicher Nächstenliebe wohnen Katholiken und Protestanten jetzt vielfach neben einander, oft durch die engsten Familienbande verbunden, und die finsteren Scenen des Fanatismus und

des bis zur wilden Wuth gesteigerten Hasses, der selbst das Mittel des Giftes nicht verschmähte, wie wir diese in unserer Arbeit zu schildern verpflichtet waren, wenn wir ein treues Bild jener Zeit liefern wollten, dürften in unserer Gegenwart zu den entschiedenen Unmöglichkeiten gehören.

Freuen wir uns dessen und preisen dankbar den Geist der Humanität, der uns vor solcher Rohheit für immer bewahrt!

Ende.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Inhalts-Verzeichniß
des vierten Bandes.

Umschlag-Druck von Otto Janke in Berlin.

Wickede, Julius <<von>>,

Joachim Slüter oder Die Einführung der Reformation in Mecklenburg
historischer Roman

Bd.: 4

Berlin [1869]